

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. August 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Eigenther.

(Fortsetzung.)

III.

An einem schönen Frühlings-Sonntage in Berlin Leute in einen Saal zu locken, in einer keineswegs unterhaltenden Sache, das ist ein kühnes Unterfangen. Selbst wenn man kein Eintrittsgeld erhebt, läuft man Gefahr, sich zu blantiren.

Aber Fräulein Anna Guttenberg ließ sich nicht abschrecken. Sie wollte nun einmal in Berlin reden, denn zu anderer Zeit war sie an ihre Heimat gebunden.

Sie fand die Presse sehr nett und entgegenkommend. Alle Zeitungen hatten pflichtschuldigst die Notiz gebracht, daß Fräulein Anna Guttenberg aus Luzern im Saale der 'Tonhalle' einen Vortrag über die 'wahre Frauenfrage' halten würde. In den meisten Blättern fand sich noch der freundliche Zusatz, die Dame habe sich in der Schweizer Frauen-Bewegung bereits vortheilhaft hervorgethan.

Der Saal wurde um halb sechs Uhr geöffnet; der Eintritt stand für Jedermann frei. Gesinnungsverwandte Kreise hatten Fräulein Anna sehr freundlich empfangen, den Saal gemiethet und die wenigen Vorbereitungen getroffen, allerdings unter ernstlichem Ab-rathen, denn es würde Niemand erscheinen. „Sie werden schon kommen!“ sagte die energische Dame.

Wen verstand Fräulein Guttenberg eigentlich unter „sie“?

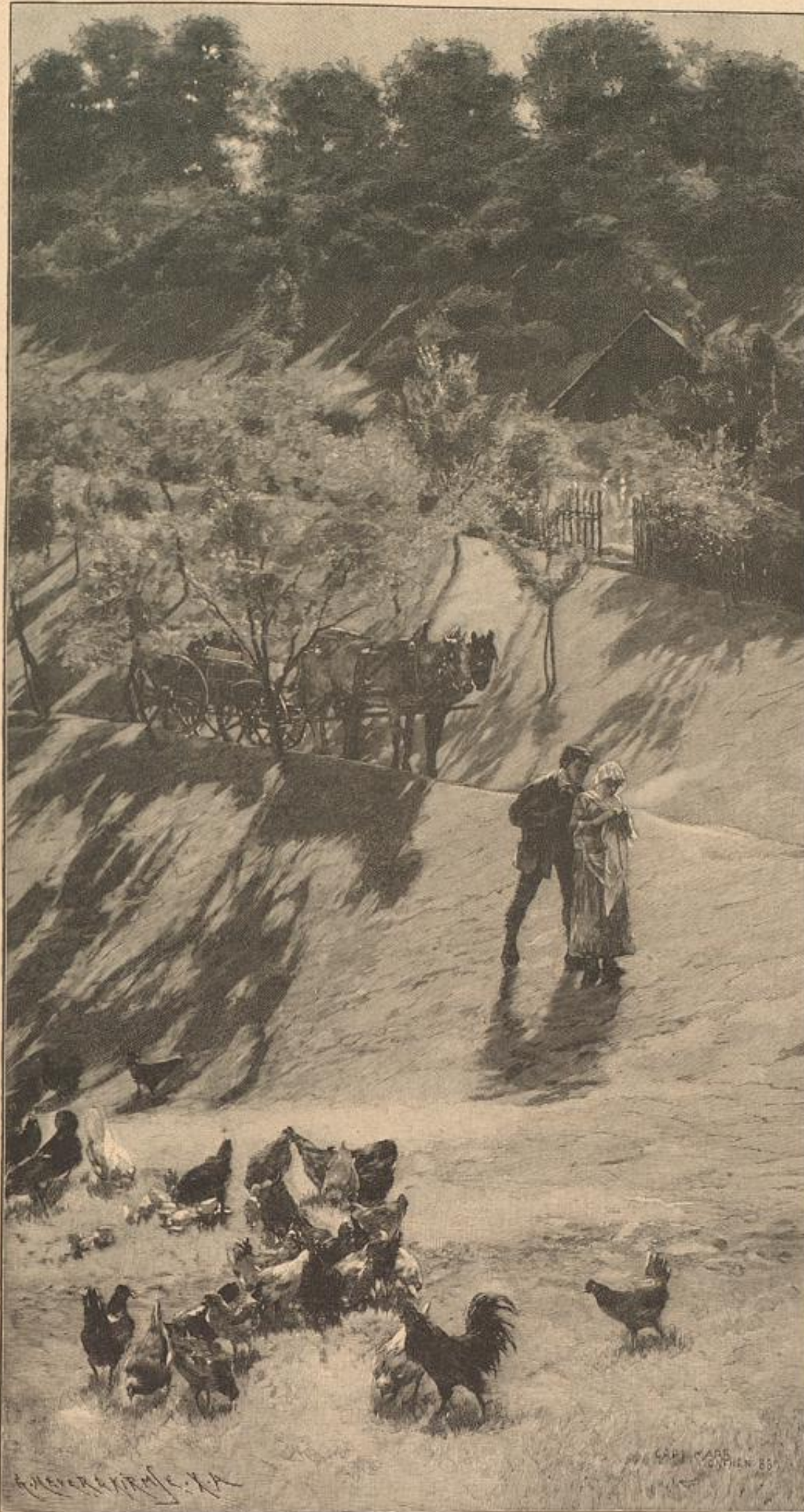
Jene unbestimmte und unbestimmbare Menge unbefriedigter Frauen und Mädchen, die man vergebens im Salon suchen würde: die Verblähten, die keinen Mann bekommen haben; die Frauen des kleinen Mittelstandes, die in unbehaglicher Ehe leben; die Witwen mit kleiner Pension, oder geringem Zinsgenuß, die nicht wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen; die unzähligen, besseren Arbeiterinnen, die sich doch nach etwas Höherem sehnen; kurz solche, denen es an richtigem geselligen Anschluß fehlt, und welche Menschen von ihren Anschauungen suchen.

Fräulein Guttenberg hatte Recht gehabt: „sie“ kamen. Der Saal füllte sich schnell und zeitig; denn „sie“ sind, zum Unterschied von ihren glücklicheren Genossinnen, sehr pünktlich und wollen bei solchen Anlässen gerne einen guten Platz haben.

Unter diesen Gestalten, die fast alle etwas Nothleidendes an sich hatten — wenn auch viele sich dessen vielleicht gar nicht bewußt waren und die meisten leidlich gute Kleidung trugen — fiel die jugendlich-frische Gestalt Ella Guttenberg's einigermaßen auf.

Ja, Ella war hieher gekommen, um eine Annäherung an die fremde Tante zu suchen, sie zu fragen, was ein junges Mädchen in ihrer Lage wohl beginnen könne. Heute, in ihrer furchtbaren Hülflosigkeit, wo der Glaube an die Einsicht und das Herz aller ihr nahestehenden Menschen in ihr schwankte, heute sagte sie sich: „Dies Zusammentreffen dünkt mir wie ein Schicksalswink, wenigstens will ich mir einmal diese ‚verrückte‘ Verwandte ansehen.“

Anna Guttenberg erschien an dem Rednerpult, als es von der bis hierher tönenden Vorsig'schen Fabrikuhr sechs Uhr schlug. Sie war eine große, starkknochige Person, die in ihrem schwarzen Kleide recht stattlich aussah. Ihr verrunzeltes, gelbbraunes Gesicht zeigte einen freundlich-ernsten, klugen Ausdruck. Das kurz geschnittene, ergraute Haar ließ sie älter erscheinen, als sie war. Unangenehm wirkte nur der durch ein eingesehtes Glas-auge verursachte schielende Blick, die Folge eines Un-falles durch ein Phosphor-Streichholz. Damals, als es passirte, war Anna ganz arm gewesen, sie nähte und stickte bei Berliner Bekannten. Diese hatten denn auch



Ein Absteher. Nach dem Bilde von Carl Marx. — Siehe Seite 120.
Photographie-Verlag der photographischen Union in München.

zusammengeschossen, damit das Mädchen operirt würde. So ward wenigstens ein Auge, und zwar ein sehr lebhaft funkendes gerettet.

Gleich die ersten Begrüßungsworte klangen so einnehmend, so ganz befeelt von echtem Wohlwollen, von aufrichtiger Herzlichkeit. Schon die Axtrede „Liebe Schwestern“ gefiel dem jungen Mädchen. Sie hielten zusammen, alle diese Frauen, die irgend etwas Gemeinsames mit Tante Anna besaßen. Gewiß mochten viele schlecht, oder gar nicht versorgt darunter sein. Diese Betrachtungen schon boten für Ella einen Einblick in eine ganz ungeahnte Welt.

Frei und schmucklos, ohne rhetorischen Schwung, aber mit jenem Ton der Ueberzeugung, der zu Herzen geht, entwickelte die Vortragende ihr Thema. Sie sprach dabei mit etwas angewöhntem schweizerischen Dialekt; einige der wenigen Herren lächelten, aber nicht boshaft, wenn sie in's Feuer gerieth und irgend einen alemannischen Kraftspruch herausschleuderte.

Für sie, die Vortragende, war die Frauen-Emanzipation lediglich die Erziehung zur Arbeit und Leistungsfähigkeit. Volle Gleichberechtigung und Stimmrecht sei Unsinn; man müsse erst etwas Ordentliches leisten können. Schon in der Schule spielten die kleinen Fräuleins mit der Arbeit; hernach thäten sie schon gar Nichts mehr. Solche Dämchen könne natürlich kein Mensch respectiren. Und die Frauen würden in der That selten respectirt, oft nur von dem Manne, der in sie verliebt sei, oder der sie egoistisch liebe. Das werde anders werden, wenn sie tüchtig „schaffen“ lernten. Und da könne Manches geschehen, wenn die Frauen nur zusammenhielten, vernünftige Arbeitsschulen in's Leben riefen, in denen wirklich Etwas gethan werde. Worin aber liege der Hauptgrund des Uebels? Darin, daß man sich nur durch den Mann, durch die Ehe versorgen wolle! Das ginge oft gar nicht, oder es ginge „arg schief!“ Und besonders die Mädchen ohne Vermögen, aber mit Ansprüchen — Gott, man könne es doch keinem Manne verübeln, wenn er die nicht nehme! —

Ja, das Alles klang für Ella fast neu. Mama hatte ihre Lectüre sehr streng überwacht, was auch an und für sich richtig gewesen wäre, nur leider war das Passende mit dem Unpassenden verworfen worden. Die „Frauenfrage“ stand der Geheimraths-Tochter deshalb bisher als etwas ganz Abenteuerliches vor Augen. Heute Abend sah sie diese nun in anderem Lichte. Ja, ja, sie selbst war so ein Mädchen wie es hier geschildert wurde! Und noch eine andere Erkenntniß kam ihr.

Eine Thorheit, ein Unrecht war es von den Andern gewesen, Anna zu verspotten, dies früher, wie sie wohl wußte, so schwer belastete Mädchen, das sich nicht nur selbst versorgt, sondern sogar eine angesehenere Stellung geschaffen! — Ella begann mit Ehrfurcht zu ihr aufzublicken, die dort oben auf ihrem Ehrenplatze saß, und der wohl tausend Mädchen und Frauen lauschten.

Anna hatte geschlossen. Frauen applaudiren nicht stark; es brauste kein Beifallssturm durch den Raum, aber sie waren wirklich gepackt, das sah man. Sie gingen nicht gleich. Eine der Einberufenerinnen der Versammlung sprach einige Worte des Dankes. Man klatschte von Neuem und winkte hinauf. Alle betrachteten mit Interesse die alte Jungfer da oben, die sich nicht verneigte, sondern nur freundlich dankend lächelte.

„'s ist halt meine ehrliche Meinung,“ rief sie noch den Scheidenden zu, „und ich red' immer, wie mir um's Herz ist!“ —

Jetzt trat Ella recht schüchtern in das Seitenzimmer, wo Tante Anna mit den Vorstandsdamen plauderte.

„Ich bin Ihre Nichte Ella Guttenberg,“ sagte sie bescheiden.

„Ei der Tausend,“ kam ihr Anna, sichtlich erstaunt, aber erfreut entgegen, „Du bist die kleine Ella? Bist Du ein liebes Mädel geworden!“

Sie zog die Nichte an sich und küßte sie herzlich. „Bist Du allein gekommen, Mädele?“ fragte sie dann.

„Ja, ganz allein! — Ich las in der Zeitung von Ihrem Hiersein.“

„Hm! Dachte mir's schon,“ brummte die Tante. „Habe ja auch nicht versucht mit den Deinigen wieder anzuknüpfen. Ich wollt' freilich selbst, es wär' anders. Haß trage ich nicht, doch die Verkennung und Verspottung meiner Ansichten, darüber komm' ich nun einmal nicht hinweg.“

Die Damen vom Vorstande empfahlen sich, und Anna war mit ihrer Nichte allein.

„Und, liebe Tante, vor Allem danke ich Ihnen für die schöne Stunde.“

„Kleiner Narr,“ schnitt ihr Anna das Wort ab, „was hast Du Dich noch extra zu bedanken! Ich red' ja gerne und bin froh, wenn Leute kommen. Und sag' doch, Du, — ich sag' zu Dir ja auch, Du! Ich dank' Dir, Du liebes, braves Kind, daß Du gekommen bist!“

Sie zog das junge Mädchen auf das lederne Wand-Sopha; ihr runzeliges Gesicht durchleuchtete eine ehrliche Freude. Ebenso resolut, ebenso herzlich, wie vorhin auf der Tribüne, sprach sie jetzt. Und wie klug sie lächelte, als Ella nun berichtete:

„Liebe Tante, ich muß gestehen, daß ich auch ohne Wissen meiner Eltern hier bin. Du weißt wohl — übrigens haben sie es mir auch gerade nicht verboten, hierher zu gehen.“

„Sie haben gar nicht daran gedacht, daß Dir das einfallen könnte. . . . Doch — wie ist es Dir ergangen, Kind? Habt Ihr denn nicht Gesellschaft, keine Land-Partie. . .?“

Ella nahm ihre ganze Willenskraft zusammen, um ihre Lage zu gestehen. Zwar, die Tante besaß jetzt schon ihr volles Vertrauen; aber es wurde ihr doch schwer, wider ihre Angehörigen, wider ihre Eltern zu sprechen. Dagegen sträubte sich ihr gutes, kindliches Gemüth, ihre Wohlerzogenheit. Sie brachte einige zaghafte Worte vor.

„Na, heraus mit der Sprache, Mädele!“ ermunterte die Tante. „Was ist das? Sie wollen Dich gegen Deinen Willen verheirathen?“

„Etwas Aehnliches,“ stammelte Ella, „sie meinen wenigstens, ich müßte mich ungeheuer freuen. . .“

„Nun — erzähle 'mal! Schwätz' nur zu, ich schau' gar nicht hin!“

Ella erzählte nun ganz kurz und genau, was vorgegangen war, wenigstens, soweit es sich um Roscher handelte. Von ihm, von Bruno Waidt, zu reden, dazu waren Scham und Entrüstung noch zu wach; sie erwähnte seiner mit keinem Worte.

„Also, Du willst nicht? — Bestimmt nicht? Das mußt Du Dir genau überlegen, Kind!“

„Ich habe Alles überlegt, Tante. . .“

„Das Heirathen ist eine schöne Sache, Lieserl,“ — die Tante erinnerte sich, daß ihre Nichte mit Taufnamen Elisabeth hieß — „das sage ich, obgleich ich's nicht aus Erfahrung weiß. . .“

„Ich hätte ja auch Nichts gegen das Heirathen,“ versicherte Ella treuherzig, „nur müßte er mir doch gefallen! Ohne dies aber will ich nicht, kann ich nicht! Und so wollte ich Dich fragen, was ich werden könnte, wenn ich nicht heirathe, und ob Du glaubst, daß ich Etwas werden kann?“

„Nun, daran zweifle ich kaum,“ versetzte Anna, „wenn ich auch schon glauben möchte, daß Dir der Rechte noch kommt. Müßte ja blind sein, das Mannsvolk, wenn. . . . Aber, wie gesagt, — meine Meinung darüber hast Du vorhin gehört. Ein Mädchen, das ernstlich arbeiten will, findet heutzutage schon seinen Wirkungskreis, — selbst von Deinem Herkommen, von Deiner Erziehung. Wie hab' ich's denn gemacht?“

„Ja, Du bist eine Ausnahme-Natur!“

Anna lachte.

„Ich eine Ausnahme-Natur? Ich mit meinem Unglück, mit achtzehn Jahren, so alt wie Du, ein Auge zu verlieren! Und ein bettelarmes Ding, auf die Menschen angewiesen. . . . Ja, solange man gesund und nicht gerade häßlich ist, besteht noch immer die Möglichkeit, daß man sich verheirathet, was auch das Natürlichste ist. Aber, wie ich auch noch einäugig ward, war's damit vorbei! Gelernt hatte ich Nichts, gar Nichts. Nur gut reden konnte ich, klar von mir geben, was ich dachte, und allenfalls wirthschaften, kochen freilich auch nur so vom Sehen! Meine Eltern hatten das ganze Haus voll Kinder. Da wurde ich denn sehr früh als besserer Diensthote hinausgestoßen, als Stütze. In einem Vermittlungs-Bureau traf ich eine Dame, die ein derartiges, tüchtiges Wesen suchte, — nicht das ganz Gewöhnliche. Sie besaß eine Pension in Luzern; es schien ihr sehr gut zu gehen, und sie brauchte Jemanden, der nach dem Rechten sähe, Ordnung in den Zimmern und in der Wäsche hielte, sich auch um die Diensthöten kümmerte u. s. w. Sie selbst kränkelte seit einiger Zeit. Das, mein liebes Kind, war nun für mich die große Chance, die sich den meisten Menschen irgend einmal darbietet; aber gewöhnlich lassen sie sie entschlipfen, nehmen sie gar nicht wahr, haben keine Courage. Ich besaß vor Allem den Muth, mir die Stellung zu erkämpfen. Denn ich sah doch gleich, daß die Dame gegen mein Gebrechen ein Vorurtheil hegte; natürlich wegen ihrer Pensionaire. Trotzdem nahm sie mich mit nach Luzern. Und da habe ich eben was geleistet. Ich war bald unentbehrlich, hatte die ganze Sache in der Hand, schon lange vor ihrem Tode.“

„Und die Dame setzte Dich zur Erbin ein?“

„D, bewahre! So leicht ist mir's nicht geworden. Sie hatte erbvererbte Geschwister. Aber, als sie starb, was sollte geschehen? Die Geschwister lebten im Besitze eines Wirkungskreises rings in der Welt verstreut, da schien es Allen am besten, daß die Pension in bewährten Händen blieb. Ich hatte mir Etwas erspart, man nahm mich gern als Käuferin, zunächst für das große Inventar.

Haus nebst Garten bekam ich in Pacht. Ich zahlte nach und nach ab, und meine Pension ging gut, das muß ich sagen. Nun, und als ich meine Existenz gesichert sah, da merkte ich erst, daß ich vom Leben noch Nichts genossen hätte. — Ja, vielleicht hätt' ich sogar jetzt noch heirathen können. Aber nur so um des Geldes willen, — und einen „prince consort“ neben mir, — nein! Dann lieber nicht! Gewiß, ich dachte mir manchmal: „Das Beste, das Schönste hast Du doch verpaßt!“ Und weiter: „Giebt es denn irgend eine Entschädigung dafür?“ Nachdem ich hierauf zehnmal „Nein“ geantwortet hatte, faßte ich beim ersten Male den Entschluß, anstatt dessen für die zu wirken, die ebenso zu kurz gekommen sind, wie ich. Da hab' ich denn mitgethan! Und das ist auch ein schönes Ding! Denn gar zu ernst, mein Liebchen, darf man das eigene Scheitern auch nicht nehmen. Die Ehe geht oft gar zweifelhaft aus, und man versäumt nicht immer etwas Besonderes. Aber es wurmt Einen, daß man's nicht dahin gebracht hat. Dagegen, mein Kind, muß man sich wappnen, — falls es so kommt.“

„Ich werde nicht heirathen, Tante,“ erklärte das junge Mädchen ernsthaft.

Die Tante lachte dieses Mal nicht; vielleicht las sie in der Seele der Kleinen.

„Ich überseh's genau,“ fuhr Ella fort, „kein Vermögen, aber Ansprüche — Du hast es ja klar gesagt — das ist meine Lage!“

„Ach was, es kann noch anders kommen! Aber immer besser, man wartet nicht darauf. Die Mädchen müssen dem Heirathen ähnlich gegenüberstehen, wie die Männer: Auch sie müssen wählen dürfen, — wenigstens zwischen der Ehe, die sich ihnen allenfalls bietet, und der Nicht-Ehe.“

Ella fiel jetzt ihrer Tante um den Hals. Sie fühlte sich erleichtert, erlöst. Ihre junge Seele nahm einen kühnen Aufschwung.

„Stell' Dir's aber auch wiederum nicht zu leicht vor,“ warnte die Tante, „was leisten muß man! Doch wir finden schon was für Dich, mein Kind. Sei nur ruhig. . . . Aber was? das kann ich Dir nicht sagen, darüber müssen wir noch sprechen. — Ich will Dich jetzt erst nach Hause bringen, an's Haus wenigstens, damit Deine Eltern nicht unruhig werden.“

Sie fuhren zusammen fort. Die Tante erbot sich unterwegs, in Ueberwindung ihrer Abneigung, Bruder und Schwägerin baldigst aufzusuchen und diese bitten zu wollen, ob sie Ella auf einige Zeit zu sich nehmen dürfe; den Sommer über, dann wollten sie sich Alles klar machen.

O, wie das junge Mädchen damit einverstanden war!

„Und wenn Du meine Pension einmal erbstest, — es wäre das Schlimmste nicht, Kind!“

Dies leuchtete Ella indessen nicht ein. Nein, sie wollte dann schon etwas Besonderes werden.

„Das ist aber schon viel schwerer, das Besondere.“

„Glaube mir nur, Tante, gerade das Schwere wird mir leichter! Das begeistert mich, trägt mich empor, Tante!“

„Nun, wenn das nicht nur Strohfeuer ist, so könntest Du wohl gar „Doctor der Medicin“ werden!“

Ella stieß einen Freudenschrei aus und fiel der alten Dame nochmals um den Hals.

„Ach, Tante, wenn es dafür eine Möglichkeit gäbe!“

„Warum nicht, Du Narrchen! Es können dies doch so Manche! Vorigen Sommer hatte ich eine Frau Doctor medicinae in meiner Pension, das war eine prächtige Person! So schlicht, so vernünftig. . . . Alle Gäste glaubten, sie sei nur Frau eines Arztes, so wenig ließ sie sich die Gelehrsamkeit anmerken. Ich sage Dir, da hab' ich mich geärgert, daß ich Nichts dergleichen gelernt hätte. Ach — war das eine prächtige Person, die Susannoff! Und wenn ich einmal meine Schulden ganz los bin — ich meine die auf's Grundstück — dann mache ich eine Stiftung, die solchen Mädchen und Frauen zu Gute kommt. Nur so kann ich mithelfen an der guten Sache, nur so! Und wenn das mit der Medicin Dein Ernst wäre, Lieserl, dann würde ich mich darüber trösten, daß ich keine Tochter habe. Denn das kränkt mich halt doch noch immer. — Ja, die weiblichen Aerzte, weißt Du, das ist ein schöner Gedanke, ein stolzer Gedanke!“

So schwärmte die Tante begeistert für das allgemeine Beste, während Ella an den Mann ihrer Liebe dachte, der sich heute so klein gezeigt. — —

Inzwischen war die Familie Guttenberg im Thiergarten gewesen.

Als sie auf dem Hinweg die Charlottenburger Chaussee überschritt, wurde plötzlich ein Pferde-Paar heftig parirt, und von dem eleganten Sport-Wagen herab schwang sich Baron Küstrow, sich mit lässigem Grusse von den Herren, mit denen er vom Rennen heimkehrte, verabschiedend. Er hatte Zella gesehen und bat nun um die Erlaubniß, sich der Familie anschließen zu dürfen.

Der Baron war Ministerial-Beamter wie der Rath, aber dem Range nach dessen Untergebener. Er hatte trotz seines guten Namens bisher keine rechte Carrière gemacht, weil er mehr Gewicht auf den Aristokraten als auf den Beamten legte. Ein Mann Anfangs der Dreißig, war er, trotz ansehnlicher Glage, im Ganzen nicht übel und trug sich sehr elegant, was ihm übrigens seine namhaften Zuschüsse gestatteten. Auch Erb-Aussichten sollte er besitzen.

Das Ehepaar Guttenberg war sich darüber klar: Herr von Küstrow wäre eine höchst wünschenswerthe Partie für ihre Aelteste gewesen. Wollte er nur wirklich Ernst machen, so konnte und würde ihm der Regierungsrath auch nützen. Denn er, der Rath, war der Liebling des Ministers. Darauf beruhten alle seine Hoffnungen hinsichtlich der Töchter. Excellenz wollten ihm wohl, und da er keinen Sohn in der Carrière zu fördern vermochte, so wünschte er sich wenigstens Schwieger-söhne, die davon Vortheil ziehen könnten. Das erschien doch ganz natürlich.

Herr von Küstrow hatte in discreter Weise Zella den Hof gemacht, war aber von dem Grafen, einem verarmten Reichsgrafen Borkenau, überstrahlt worden. Auf den Grafen hoffte nicht einmal Zella selbst. Er war fürchterlich verschuldet und mußte stark an seine eigene Verjüngung denken. Doch gab ihr seine ritterliche Cour-Macherei Relief, machte sie begehrenswerth. Was den etwas phlegmatischen Küstrow betraf, so erschien ihr die Sache sicher. Sie brauchte nur zu wollen, und heute wollte sie! Denn es wäre doch recht angenehm gewesen, sich mit Ella zugleich zu verloben, unter Wahrung aller Vorrechte der Erstgeburt und der Schönheit.

Sie erwiderte also mit ihrem strahlendsten Lächeln den respectvollen Gruß des Barons und genoß den Triumph, daß er, der an einem Sport-Diner Theil nehmen sollte, zunächst ihr sich eine Viertelstunde widmete, auf die Gefahr hin, die Austerlitz zu versäumen.

Der Baron begleitete die Guttenbergs wirklich bis zu den Zelten, ja er nahm noch bei ihnen Platz und ließ sich ein Glas Münchener Bier geben.

Und siehe, hier tauchte jetzt auch Doctor Waidt auf, um freilich gleich wieder zu verschwinden, nachdem er mit einiger Verwunderung erfahren hatte, daß Ella zu Hause geblieben.

„Der geht gewiß um Ella Fenster-Promenade zu machen,“ dachte Stella.

Es schien heute ein überaus glücklicher Sonntag. Der Baron fand Zella ein über das andere Mal reizend — aber reizend! Er stammte aus Rhein Hessen und war den heimischen Dialekt noch nicht los geworden. Besonders, wenn er sich so behaglich fühlte, ließ er sich gehen. Vielleicht trug zu seiner guten Stimmung bei, daß Ella fehlte, die sich gegen ihn immer etwas ungezogen, wenigstens übermüthig betrug. Er ginge nächstens in Urlaub, wegen seiner Nerven, scherzte er, und zwar begäbe er sich auf sein „Drittel-Gut“, einem Besitze, den er mit zwei Brüdern theilte. Es wäre ein fruchtbares Stück Land, aber langweilig; er werde dort unaufhörlich an Zella denken.

Die Räthin ärgerte sich über das dumme Sport-Essen. Denn ohne dieses wäre er gewiß geblieben, hätte die Familie begleitet, und in dem dämmerigen Thiergarten vielleicht schon heute sich erklärt. Hier, wo man an den vollbesetzten Nachbartischen jedes Wort verstand, war das nicht möglich. — Indessen, wenn nicht gleich, so später! Ein derartig Verliebter reise sicher nicht auf Urlaub, ohne Farbe zu bekennen. —

Sehr erfreut und beruhigt lehrte die Familie nach Hause zurück. Es zeigte sich ja Alles im besten Gange.

Und nun geschah das Unerhörte, das ganz Unerwartete. Nichts hatte man weniger für möglich gehalten! Ella trat muthig vor die Eltern und erklärte, sie wolle Koscher nicht heirathen.

Sie hatte sich jetzt innerlich durchaus entschieden, Doctor der Medicin zu werden; freilich nur „ihm“ zum Trost! Für das allgemeine Beste vermochte sie noch nicht zu schwärmen. Acht Jahre studiren, das Examen machen, gar nicht heirathen, Alles nur, um Bruno zu verblüffen, das erschien ihr an sich eine Kleinigkeit, in Bezug auf „ihn“ jedoch eine große Sache!

Die Ahrigen waren starr über ihre Weigerung und noch mehr über ihr verändertes Wesen. Diese leuchtenden Augen, diese Entschiedenheit, wirklich, als ob sie glücklich wäre! Merkwürdig!

Junge Mädchen entwickeln sich so sprunghaft, durch starke Eindrücke. Ella begann sich fraglos von den Einflüssen ihrer Erziehung zu emancipiren. Dieser eine Palmsonntag hatte das räthselhafte Weise zu Wege gebracht. —

„Was soll aus Dir werden?“ herrschten sie die Eltern bei ihrer Weigerung an.

„Ich werde es lernen, mir mein Brod zu verdienen!“

„Du bist ein dummes Ding,“ schalt Mama, „Du kannst Dir Dein Brod nicht verdienen! Und so lange Papa lebt, darfst Du es gar nicht; das würde ihn compromittiren. Wenn ich meinte, Du würdest noch 'mal irgend Etwas erlernen, so dachte ich dabei an eine unbestimmte Zukunft! — Unsinn!“

Der Regierungsrath wußte mehr von der Welt als seine Frau.

„Gewiß, derlei kommt jetzt vor,“ sagte er, „denke nur an den Letzte-Verein! Und die Lehrerinnen sind meist aus guter Familie. Dennoch, Ella, das geht nicht! Mama hat Recht: so lange ich activ bin, nicht. Und mit Gottes Hilfe bleibe ich noch zehn Jahre activ — wegen der Pension!“

„Ich werde Dir schon keinen Schaden thun, Papa, Dich nicht compromittiren.“

„Redensarten!“

„Nein, liebster Papa, ganz gewiß nicht!“ Ella blieb ungewöhnlich fest in ihrem Tone. „Ich werde mir einen Beruf wählen. Ich bin noch jung und habe vor Allem den ersten Vorsatz, ein Ziel zu erreichen.“

„Aber, mein Gott, das ist Dir ja bis jetzt nicht eingefallen! Wieso — um Gottes Willen! — wieso kommst Du darauf, Dir einen Beruf zu wählen? Du bist ja kein Primaner! Die wählen einen Beruf!“

Die Mama war einfach sprachlos. Sie hatte die Mädchen so streng behütet, besonders die Lectüre. Woher hatte Ella solche Ideen?

Die Eltern wußten sich gar nicht dazu zu stellen; es war eine überraschende Wendung. Vielleicht durfte man der Sache nicht zu streng entgegen treten, denn gar zu ungewöhnlich erschien solche Selbständigkeit ja heute im Allgemeinen nicht mehr. Nur mußte das Decorum gewahrt werden!

Aber Ellas Entschiedenheit machte Eindruck. Man wollte die Sache noch beschlafen.

Nun, Ella hatte es sich bis zum nächsten Morgen nicht anders überlegt. Sie verharrte bei ihrem Nein, selbst als Mama sich auf's Bitten verlegte, als Mama weinte.

Ah, nun sollte die arme Räthin den Freier abziehen lassen, den Ersehnten?!

„Du kannst ihn kalt stellen — für Stella, Mama! Er nimmt übrigens auch noch Zella, und Zella ihn! Wenn schon nicht gleich! Es ist wirklich noch Nichts verloren, Mamachen!“

Und da die Geheimrätthin sah, daß mit der den Brautstand verschmähenen Tochter Nichts zu machen sei, so entschloß sie sich seufzend, wenigstens Sorge zu tragen, daß Nichts ‚verdorben‘ würde. —

Dem ahnungslos und siegesgewiß erscheinenden Koscher stand eine große Scene bevor. Berlegen hieß es, man hätte derlei nicht erwartet. . . . Aber die Mädchen seien so streng erzogen, so ganz kindlich noch. Ella besonders — sie dachte noch gar nicht an's Heirathen. Sie wäre so überrascht, fast erschreckt gewesen. . . .

„Also sie will nicht?“ sagte Herr Koscher, mächtig enttäuscht.

Es klang soit wie: „Nun, dann nicht!“ Er hatte eben seine Pflicht gethan.

In diesem Augenblick trat Ella ein.

„Du verzeihst, Mama, daß ich ungerufen komme, um Dir behülflich zu sein.“ Sie wandte sich an Herrn Koscher.

„Seien Sie mir nicht böse,“ sagte sie einfach, „aber ich hab' nun 'mal die Ueberzeugung, daß Ihre Wahl nicht aus Liebe auf mich gefallen ist, sondern aus anderen Erwägungen. Darum danke ich Ihnen für die Ehre, und ich bin sicher, daß auch Sie mir im anderen Sinne einst Dank wissen werden, wenn Sie sich jetzt auch ärgern.“

„Aber Fräulein, ärgern ist nicht das richtige Wort!“

„Ärgern ist das allein richtige Wort, Herr Koscher!“

„Sie haben mir wirklich gefallen, Fräulein Ella, Sie sind smart, — ich finde keinen anderen Ausdruck.“

„Wer weiß,“ versetzte sie mit einer Ueberlegenheit, die man noch gestern nicht an ihr gekannt, „ob Ihnen die smartness nachher bei Ihrer Frau gefallen würde! Genug, Sie haben keinesfalls etwas für Sie Unersehliches verloren! Und ich — nun ich kann mich wirklich nicht so — rasch — sagen wir: verloben.“

„Ich weiß nicht, woher das Mädchen die emancipirten Manieren hat,“ rief die Mama dazwischen.

Ihr war zu Muth, wie der Henne, die ein Entlein ausgebrütet hat und es nun fortzuschwimmen sieht. Sie begriff nicht, daß ihre Tochter im Handumdrehen gelernt haben konnte, selbständig zu denken.

Koscher aber schien sich äußerst diplomatisch in sein Schicksal gefunden zu haben. Wer konnte es wissen, vielleicht heirathete er später doch noch Zella oder Stella.

Damit tröstete sich Mama ob der großen Ausgaben, die man sich wegen seiner Bewirthung gemacht.

IV.

Doctor Bruno von der Waidt war am Sonntag pünktlich, wie immer, zu Tische nach Hause gekommen, obgleich er nach der Begegnung mit Ella Guttenberg zu einem einsamen Spaziergange im Thiergarten große Lust verspürt hatte.

Aber er unterließ nie die Rücksicht gegen seine Mama. Denn er war aus Ueberzeugung ein guter Sohn, mehr als sein älterer, freilich sehr früh auf die Cadetten-Schule geschickter, und deshalb der Mutter ein wenig entfremdeter Bruder.

Seine geplante, militärische Erziehung hatte man wegen seiner Schwächlichkeit so lange hinausgeschoben, bis der Jüngling reif genug geworden, um eines Tages seine Abneigung gegen den Soldatenstand als Beruf auszusprechen zu können. Der Onkel General und die Mama Oberst waren grenzenlos erstaunt gewesen. Wie konnte man nicht Soldat werden wollen, wenn man so gute Aussichten besäße! Derlei war ja dem um drei Jahre älteren Edgar nie eingefallen. Aber man hatte sich fügen müssen. Schwerer schon wurde der Kampf, als Bruno sich auch nicht dem Staatsdienste widmen wollte.

Der etwas unbestimmte Idealismus seiner Jünglingszeit fand endlich sein Ziel im medicinischen Studium. Das war freilich keine Carrière für einen von der Waidt, wenn auch sonst ansehnlich und ehrenhaft!

Schließlich aber nahm die Frau Oberst die Verantwortung ihrem Schwager General gegenüber auf sich. Bruno durfte seiner Neigung folgen. Nur dachte der Onkel gar nicht daran, diesen Neffen zu unterstützen. Die vermögenslose Witwe bestritt das kostspielige Studium von ihrer Pension allein und wurde dadurch belohnt, daß Bruno ein ebenso begabter, als fleißiger und sittlich untadelhafter Student ward. Mit fünfundsanzig Jahren schon war er Doctor.

Aber dem ersten Freudenrausch darüber folgte baldige Ernüchterung. Was sollte nun werden? Die Aussichten für junge Aerzte hatten sich sehr verschlechtert. Berlin war in jenen Jahren geradezu überflammt mit Aerzten. Auch die Land-Praxis schien aussichtslos; schon in den größeren Dörfern stritten sich mehrere Doctoren um die Kranken. Ueberdies gehörte unbedingt Vermögen dazu, um entweder in einer großen Stadt Jahre lang von seinen eigenen Mitteln zu zehren, bis eine Praxis begründet war, oder auf dem Lande sich wenigstens einzurichten. Vor der Arzhwinkel- und Land-Praxis schreckte Bruno auch zurück. Obgleich er seine Studentenzeit sehr bescheiden und eingezogen, wenn schon mit den Gewohnheiten eines gentleman zugebracht, so fehlte ihm doch die Fühlung mit dem kleinstädtischen Leben. Das widersprach allen seinen Träumen. Er wollte sich hervorthun, etwas Ausgezeichnetes vollbringen. Vielleicht äußerte sich so bei ihm der traditionelle Familien-Ehrgeiz.

Vorläufig erfreute er sich seitens seiner Lehrer großer Beliebtheit, die ihm auch die Anstellung am Noabiter Krankenhaus verschaffte. Wie lange würde er indessen warten müssen, bis sich etwas Besseres fände?

Man hatte der Oberstin in Fachkreisen berichtet, bei dem Namen, dem angenehmen Aeußeren und den feinen Manieren Brunos sei es das Kathamite für ihn, sich im Westen Berlins anzusiedeln. Wenn man alle Empfehlungen, Beziehungen, Freundschaften aufbot, mußte sich hier am leichtesten eine Praxis begründen lassen. Natürlich konnte das zehn Jahre dauern, und dabei hieß es: elegant wohnen, elegant auftreten und die gute Gesellschaft frequentiren. Ohne Erheirathung einer entsprechenden Wittigst erschien dies aber schlechterdings unmöglich.

Solange Bruno sein Herz noch frei fühlte, hatte er dem nicht widersprochen. Was sollte er auch sagen? Konnte ihn sein Bruder, in Anwendung einer seiner wenigen literarischen Reminiszenzen, nicht schon spottend: „Doctor Schlemihl?“ Edgar, obgleich nur drei Jahre älter, behandelte Bruno überhaupt mit überlegenem Spott. Er spielte eine große Rolle in der Gesellschaft, — Dank dem Onkel konnte er anständig mitthun. Und nun hatte er sich auch noch verlobt, und der General, der ja nach der Verheirathung die Zulage sparte, gab bereitwillig eine größere Summe zur Ausstattung her, nebst einer weiteren zur Deckung einiger Schulden. Der arme Bruno kam gar nicht in Betracht, der mochte eben sein Brod verdienen. Ein Officier dagegen muß standesgemäß leben! —

Die Frau Oberst wohnte vier Treppen hoch in einem Hause der Mohrenstraße. Ihre Einrichtung unterschied sich kaum wesentlich von der bei Regierungsraths. Viel Neues konnte nicht angeschafft werden, schon seit einem Jahrzehnt nicht, aber das Vorhandene machte bei nicht zu scharfer Prüfung einen soliden, geschmackvollen, gut gehaltenen Eindruck.

Bruno hauste noch immer in demselben einseitigen



Großmutter's Schere. Nach dem Bilde von Gustav Jgler. — Siehe Seite 120.

Rachdruck verboten.

Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Walfowsky.

II.

Mit vier Zeichnungen von D. Günther-Naumburg.

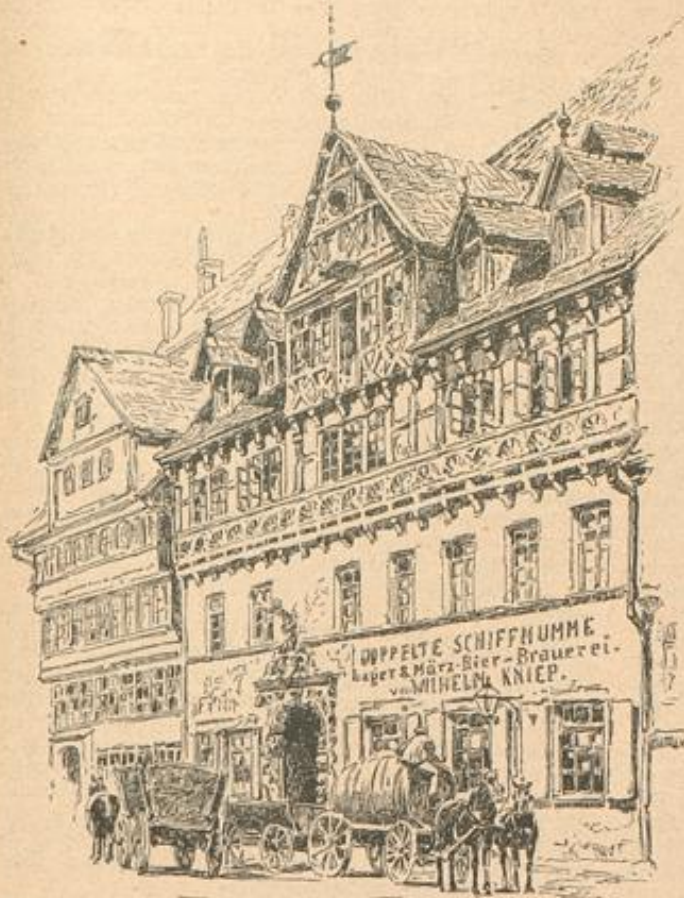
Die Blüthe des freien deutschen Bürgerthums im Mittelalter findet ihre glänzendste Bethätigung in der Kunst und im Kunstgewerbe. Die ehrenfesten Rathslente, Kaufherren und Gildemeister, wie sie Lucas Cranach, Holbein und Dürer gemalt, wußten nicht nur einen gar einträgliden Handel zu treiben, sie erfreuten sich auch jener wohl temperirten Gemüths-Jähigkeit, die sich das Leben eigenartig reizvoll gestaltet. Haus und Geräth waren anmuthig geziert, und der Stadt Wohlstand kam prunkvoll in Kauf- und Privathäusern zum Ausdruck.

Gerade Braunschweig nimmt unter den blühenden Städtewesen des Mittelalters eine besondere Stellung ein. Sein Handel, wie seine Kunst trägt den Charakter der Vermittelung zwischen Nord und Süd. Behäbiger Wohlstand, nicht übermäßiger Reichthum bestimmen die architektonischen Grundformen, die sich unter dem Einfluß eines gesunden, dasinstrohen Volkslebens entwickeln. Um die nüchterne Zweckmäßigkeit des architektonischen Aufbaus schlingt derber, farbenfroher Humor seine phantastisch gewundenen Ranken. Ueber die alterthümliche Gothik fort schiebt sich in der Flächen-Behandlung der Fagaden die Renaissance, aber beide Stilformen überwuchert eine Fierkunst, die ihre Motive rücksichtslos den derben Belustigungen des Bürgerstandes entnimmt.

Man kann sich das Treiben in so einem mittelalterlichen Handels-Centrum nicht lebhaft genug vorstellen, wie denn im Allgemeinen das deutsche Volksleben jener Zeit sich viel mehr im freien abspielte, als heutzutage. Die Kaufbuden auf den Markt- und Kirchplätzen, die offenen Bogengänge der Privathäuser waren stets von einer lauff- oder neugierig-lustigen Menge umdrängt, und selbst der Handwerker übte seine Thätigkeit, wenn irgend möglich, am Fenster, jeden Augenblick zum Austausch der Meinung mit dem Nachbar bereit. Die Geselligkeit zog sich weniger in Privat-Kreise zurück, sie feierte ihre Feste innerhalb bestimmter begrenzter Berufs-Sphären, aber stets in einer Art repräsentativer Oeffentlichkeit.

Ueber Luftbarkeiten sowohl, wie über Handel und Wandel wachte ein wohlweiser Rath, oft getadelt bei der „Morgenprache“ der Gilden, und doch immer wieder geachtet als die in freier Wahl bestellte Obrigkeit. Als Wahrzeichen dieser städtischen Macht-Vollkommenheit in Handelsfachen erhebt sich in Braunschweig am Bollmarkt „die alte Wage“, ein Muster des sparsamen, auf einem festen steinernen Erdgeschoß übertragenden Fachwerk-Baues. Hier wurden die aus Nord und Süd herbeiströmenden Waren auf Maß und Gewicht geprüft, und die Krähne der beiden oberen Stockwerke hörten nicht auf zu raseln und zu knarren beim Hinaufziehen der schweren Ballen. Kommt der Zweckbegriff des Baues in der durch viele Fenster-Öffnungen unterbrochenen Fagade, in den hohen, durch die spitz zulaufenden Dachfirne bedingten Lagerböden zum Ausdruck, so treibt in den horizontalen Holzgaleeren und an den consolenartig behandelten Balkenköpfen die gothische Phantastik ihr Spiel. Seltsam verschlungene Laub-Frieze schmücken die Längsbalken der Etagen-Theilungen, Drachen und anderes Märchengethier reden von den Consolen herab ihre unförmigen Köpfe. 1526 errichtet, beweist das in großen Massen gehaltene Bauwerk, wie deutsche Eigenart sich immer wieder eigen-sinnig unter den importirten Renaissance-Formen hervordrängt.

Daß solche Eigenart diese Formen gelegentlich auch in kräftigem Selbstbewußtsein umzubilden versteht, dafür zeugt der mächtige Giebel-Aufbau des Gewandhauses, 1270—1280 als Gildenstätte der Tuchmacher errichtet und 1590



D. Günther-Naumburg 11.

Braunschweig. Das Mummehaus.

Hinterstübchen, wie als Student. Wenn er auch kein Taschengeld mehr bekam, wie vor einem halben Jahre, so hatte er doch noch „freie Station“. Von seinem kleinen Gehalt mußte er seine persönlichen Ausgaben bestreiten. So lebte er eigentlich jetzt nicht besser, als während seiner Universitäts-Zeit, gentlemanlike bei äußerster Sparsamkeit, wie er es von Jugend auf als heiligste Pflicht empfunden. Lieber Nichts als ein Butterbrod und eine Tasse dünnen Thee abends, doch dafür stets tadellose Handschuhe und modernste Cravaten; oft eine theure Modedolme im Knopfloch und außerdem nur fünfzig Pfennig in der Tasche.

Er trug dies Schicksal mit der Elasticität der Jugend und einer hochliegenden Phantasie. Mehr schmerzten ihn die Nörgeleien seines hochmüthigen Bruders und die Stoßseufzer seiner Mutter.

„Wenn Du erst mal Praxis haben wirst, dann...“ so begann jeder dritte Satz, den sie sprach.

Die Frau Oberst war eine angenehme, sehr elegante, aber stark beleibte Dame. Sie sehnte sich nach Ruhe. Nicht, als ob sie irgend Etwas arbeitete, — das nicht, aber erstens die vier Treppen, und zweitens manches andere Unbehagliche. Daher ihre Sehnsucht nach dem „dann“.

Unzählige Besuche legte sie sich auf, von denen sie sich einbildete, daß sie ihren Söhnen Etwas nützen würden. Die Verheirathung Edgars und die künftige Praxis Brunos in Berlin W — am besten am Kurfürstendamm — gaben hierzu das ganze letzte Jahr unausgeseht Anlaß. Sie war Mitglied eines vornehmen Bazar-Comités geworden, saß im Vorstand gemeinnütziger Unternehmen, besuchte einmal sogar den Jour einer doch gar zu bürgerlichen Dame u. s. w. Und immer stellte es sich heraus, daß sie solche Opfer im Interesse ihrer Söhne gebracht.

Oft machte ihr Bruno sanfte Vorstellungen, daß Dies oder Jenes nicht nöthig sei; sie aber ließ sich nicht halten. Es schien, daß sie, ohne sich also zu plagen, nicht leben könne. Sie kam aus diesem Grunde meist unpünktlich zu den Mahlzeiten, während der Sohn sich auch hierin sehr gewissenhaft zeigte. Nur Sonntags, wo sie nach Tische regelmäßig in die Kirche ging, befeichtigte sie sich einer größeren Pünktlichkeit, weshalb Bruno sich heute um so mehr beeilt hatte.



Schubert

Braunschweig. Portal am Zeughaus.



Braunschweig. Das Gewandhaus.



Kraus

Braunschweig. Das Demmler'sche Haus am „Sack“. Von D. Günther-Naumburg. Siehe Seite 118.

D. Günther-Naumburg 11.

(Fortsetzung folgt.)

von den Meistern Magnus Klinge und Balzer Kirchner im Renaissance-Stil umgebaut. Hat der westliche Giebel, mit Solituen und Luadervork in Sternmuster herausgeputzt, im Wesentlichen seinen frühgothischen Charakter bewahrt, so ist der östlichen Stirnseite eine üppig antikefacende Fagade vorgelegt. Aber die niedrigen Stockwerke, mit der Höhe des Ganges seltsam contrastirend, bedingen eine Formensprache, die mit der Uebertragung aus dem Italienischen gar kein unzusammenhängendes weis. Auf Pfeilern mit gedrückten Bogen erhebt sich eine für Verkaufszwecke geöffnete Halle, deren Kreuzgewölbe auf Renaissance-Consolen ruhen. Darüber baut sich Stockwerk auf Stockwerk, gothisch in der Maßwerk-Brüstung der Loggien und den Fenster-Umrahmungen, durch kräftige Sinne gebildet, die von antikefacierenden Säulen, Hermen und Pfeilern getragen werden. Ueber die ganze Fläche hin aber streut die Renaissance ihre schön gegliederte Ornamentik in Gestalt von Fruchtgewinden, Medaillons, Cartouchen und Einzel-Figuren, den treppenartigen Aufbau abwechslungsreich belebend. Im Großen und Ganzen hält sich der Stil an die durch das Stein-Material bedingten Formen und schmückt sich nur hier und da mit Zierathen, die als Bänder und Rosetten der Metall-Technik entlehnt sind.

Die Privat-Architektur Braunschweigs dagegen steht durchweg unter dem Zeichen des hölzernen Fachwerks und unterscheidet sich deshalb wesentlich von der süddeutschen Städte. Der constructive Aufbau und der ganze Charakter der Verzierung wird zunächst dadurch bestimmt, daß die Häuser fast ausnahmslos nicht ihre Giebel, sondern ihre Längseiten der Straße zuehren. So liegt der Schwerpunkt nicht in den verticalen, sondern in den horizontalen Linien der Fagade, und der die übertragenden Stodwerke theilende Schwellbalken gestaltet sich zum Hauptträger des Flächen schmucks. In kräftigem Profil unterkühlt, bedeckt sich seine lange Bandlinie mit verschlungenem Zweig- und Laubwerk. Unter den Fenstern aber breitet sich halbmondförmig ein sächerartiges, an die moderne Korbstrich-Arbeit erinnerndes Ornament aus. Ein prächtiges Beispiel dieser selbständigen Architektur ist das alte Mumm-Brauhaus, dessen lange Front sich im Uebrigen an die Renaissance-Formen anschließt, soweit es die Eigenart des Holzbaues zuläßt.

Zum Volks-Humor, wie er sich in der bildenden Kunst ausdrückt, gehört untrennbar die Farbe. Erst die bunt bemalte Schnitzerei wirkt auf das naive Empfinden der Menge, und so bededen sich denn die Privathäuser Braunschweigs in feiner Färbungslane mit farbensglänzenden Schildeereien, in denen kirchliche und weltliche, ernste und derb-komische Darstellungen sich selbst durch einander wirren. Im Hause am Wäckerhant soll Till Eulenspiegel gewohnt und seine Streiche verübt haben. Es ist, als ob er einen Theil seiner lustigen Einbildungskraft auf die alten Baumeister übertragen und so der Nachwelt übermitteln wollte. „Der schwarze Hof“ an der Schulstraße ist eine wahre Fundgrube verschiedenartiger Bild-Motive, die da friedlich neben einander gestellt sind. An der einen Ecke der ersten Etage halten geharnischte Männer Wacht, das Schwert in der Hand, als kampfbereite Wächter des Hausfriedens. Ueber der Thüre ist eine mit einem Dolch bewaffnete Jungfrau angebracht, das Sinnbild lucretienhafter Keuschheit, dem am nächsten Luerbalken eine Darstellung des ersten Sündenfalles gegenübersteht. Die übrigen Bildschmucke veranschaulichen die verschiedenen Stände: den Bettler mit verkümmerten Beinen, den Lehrjüngling durch einen bekrüllten Schulmann, den Nährjüngling durch einen Zimmerer mit der Art; an der anderen Ecke aber steht ein Wächter, als Repräsentant der bürgerlichen Ordnung, in's Horn. Die höheren Strebezieher der zweiten Etage sind mit Heiligen-Figuren geschmückt, die sich wohllos an einander reihen: der h. Christoph, der h. Ulrich, die h. h. Cosmus und Damianus, die h. Barbara. Die Schwellbalken dieses Stockwerks zeigen dann in groteskem Gegenjase derbe Volksbelustigungen, unter deren Lärm sich der Heidegott Bacchus ganz heimlich fühlte. Die horizontale Balkenlage der dritten Etage weist Maskenköpfe, auf Tauben reitende Jungfrauen und ähnliche Bilder auf, während unter der Dachtraufe eine Reihe Spielzeuge ihre Instrumente versuchen.

Nicht minder possesshaft in den Motiven, doch edler und stillvoller in der Anordnung des Zierathes ist die Fagade des alten Denkmaler-Hauses am Sack. Rein gegliederte Bänder, mit geschmückten und bunt bemalten Delphinien, ziehen sich unter den Fenstern hin, die durch Pfeiler mit Engelbildnissen und Frucht-Basen flankirt sind. An den Brüstungen der Stockwerke aber schlingt sich, durch Relief-Streifen giebel-, bogen- und medallionartig abgegrenzt, eine Fülle von Einzel-Darstellungen hinaus, die den ganzen Götterhimmel der Renaissance dicht neben naturalistische Genre-Szenen und derb-komische Volksbelustigungen stellen. Bis unter die Consolen, die den Etagen als Stütze dienen, zieht sich in vornübergeneigten Figuren dieser Bildschmuck, als fände die üppige Phantasie des Holzschmuckers an der Fläche nimmer Genüge. Dieser ganze Heeren-Sabbath bildnerischer Schaffenslust aber glänzt in buntesten Farbenpracht, roth, blau und gelb, in die nüchternen Wirklichkeit hinein, trotz seiner grellen Local-Töne einheitlich wirkend, wie ein orientalisches Teppichmuster.

Gar seltsam nimmt es sich dann aus, wenn plötzlich ein altersgrau, in schweren Renaissance-Formen aufragendes Stein-Bortial die bunten Klänge unterbricht, sich breit und ernsthaft vor den lustigen Bilder-Faßung hinpreizend.

Diese fortwährende Stilmischung ist es, die der Stadt Braunschweig ihren unterscheidenden architektonischen Charakter verleiht und den Besucher berührt, wie die Verkörperung einer uralten Märdendichtung. Heidnische und Christliche, Höfliche und Bäuerliche, Heilige und Profane wirrt sich da zu wunderlichen Gebilden zusammen, denen sich die Einbildungskraft willentlos gefangen giebt.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Roderich.

III.

Das Stück Ackerland, das zum Schulhause gehörte, lag eine Viertelfunde von den letzten Häusern Großdorfes entfernt. Es war ein warmer, sonniger Hochsommer-Morgen, als Gretchen Wohlthun den schmalen Feldweg entlang schritt, einen kleinen Korb am Arme, um sich etwas Gemüse und Kraut für den Mittag zu holen. Trotz ihres einfachen, hellen Statten-Kleides und trotz ihres mehr als einfachen Strohhutes sah das junge Mädchen allerliebst aus. Sobald Gretchen das Dorf ein gutes Stück hinter sich hatte, ließ sie ihre braunen Schmelmaugen verfliegen unter dem großen Hutrande hervor nach rechts und links Ausschau halten. Sie war nämlich in letzter Zeit täglich zur gleichen Stunde diesen Weg gegangen, und vier Mal schon war ihr immer gerade dort bei der zweiten Biegung ein junger Mann entgegen gekommen. Der junge Mann war Ernst Hanke, der Sohn des Schultheißen. Er hatte sie dann immer ein gut Stück begleitet, wobei die Beiden sich von tausend höchst unwichtigen Dingen höchst wichtig unterhielten.

Jetzt kam schon Gretchen an die zweite Biegung, — ein leises Herzstößen, ein tiefes Erröthen, ein langer Blick unter dem großen Hutrande hervor, — nein, kein Mensch, kein lebendiges Wesen war zu sehen! Ueber das sonnig heitere Gesicht Gretchens zog eine Wolke des Mißmuths. Mit geknickten Widen, die Brauen ordentlich zu einer richtigen Falte zusammen gezogen, ging das Mädchen jetzt mit schnelleren Schritten vorwärts und gelangte bald zu der kleinen, zerbrochlichen Pforte, die auf das Ackerland des Schulhauses führte. Plötzlich stieß Gretchen einen leisen Schrei aus, und eine flammende Röthe überzog ihr hübsches Gesicht. Da, auf der hölzernen Bank, die der Vater aus drei alten Latten zurecht gezimmert hatte, saß — Ernst Hanke. Er stand auf, schritt ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Gretchen, ich muß Sie ganz nothwendig sprechen,“ sagte er mit merklich erregter Stimme und lud das zitternde Mädchen mit einer Handbewegung zum Niedersitzen auf die Holzbank ein.

Gretchen warf einen scheuen Blick um sich, — sie schrak zusammen, dann lachte sie hell auf. Sie hatte in ihrer Erregung für einen Moment die alte Vogelscheuche da auf dem Erbengrabe neben ihnen für einen Lauder gehalten. Aber jetzt war sie ruhig. Nein, im ganzen Umkreis der Natur zeigte sich kein menschliches Wesen.

„Warum lachen Sie denn, Gretchen?“

„Ach, die alte Vogelscheuche! Ich glaubte, — sieht sie nicht wirklich aus wie ein lebendiger Mensch, — wie ein sehr häßlicher Mensch?“

Und in der That, man konnte schon für einen Augenblick die Meinung Gretchens theilen. Diese Vogelscheuche war nämlich das Werk des Unterlehrers Amandus Kitzge, und stammte noch aus jener Zeit, da er glaubte, daß aus ihm durch die Malerei jenes ihm prophezeite Etwas werden würde. Und Amandus Kitzge hatte eine geradezu geniale Vogelscheuche geschaffen. An eine unbrauchbare Bohnenstange hatte er einen halben Tannenreiß genagelt und darüber eine ausrangirte Arbeiter-Mütze gehängt. Dann waren auf ein weißes Stück Holz mit Theer zwei wunderschöne Augen, ein reizender Mund, eine entzückende Nase und ein prächtiger Kinnbart gemalt worden. Das auf diese Weise hergestellte menschliche Angesicht hatte Amandus mit einem elf Jahre alten Hute bekleidet und es hierauf oben an der Bohnenstange befestigt.

„Lassen Sie doch die alte Vogelscheuche, Gretchen, ich muß Ihnen nothwendig etwas sehr Ernstes sagen. Gretchen, ich muß fort, — auf lange Zeit!“

„Fort —!“

„Ja. Der alte Inspector Heise auf Vaters Hof in Sollingen ist plötzlich schwer krank geworden. Nun soll ich den Hof bewirtschaften. Gretchen, aber ich gehe so nicht weg von Ihnen. Erst muß es klar sein mit uns. Gretchen, ich habe Dich so lieb, so lieb! — Willst Du mein Weib werden?“

Gretchen stieß wieder einen leisen Schrei aus, ließ es aber geschehen, daß der brave Junge seinen Arm um sie schlang und sie küßte.

„Ach, Ernst, was soll das werden?“

„Hast Du mich auch lieb, Gretchen?“

„Ach, ja — ja!“

„Dann soll's schon werden, Gretchen, — mein Gretchen!“

„Ach, Ernst, Dein Vater und mein Vater!“

„Mein Mädchen, hör' mich an, — ich habe Alles bedacht. Bis ich wiederkomme, soll erstens Niemand wissen, daß wir Liebesleute sind, — Niemand!“

„Dein Vater wird's aber nie zugeben!“

„Doch, er wird's zugeben. Freilich, jetzt und so leicht nicht. Zweitens ziehst Du auf unsern Hof, Gretchen; mein Vater wird Dich auch lieb gewinnen, — ich weiß es. Wer Dich kennt, muß Dich ja lieb haben!“

„Ach Du, ich auf Euren Hof? Als was soll ich auf Euren Hof?“

„Das wirst Du schon sehen. Unsere Wirthschafterin mag schon lange, die Arbeit würd' ihr zu viel. Ich hab' sie jetzt dazu gebracht, daß sie sich Hilfe nehmen will. Sie will sich ein Mädchen zulernen. Das Mädchen mußt Du sein, Gretchen. Und bist Du erst einmal auf unsern Hof —“

„Dann, meinst Du, sollen sie mich nicht wieder fortlassen!“ unterbrach ihn lächelnd Gretchen, und der Schelm in ihren Augen sprach ganz deutlich die Meinung aus, daß das eigentlich gerade eine passende Sache für ihn sei.

„Also morgen Vormittag kommst Du und sprichst mit Frau Ehlers, und, will's Gott, nimmt sie Dich. Kommst Du, Gretchen?“

„Ja, — und wenn ich Dich dann zufällig auf dem Hofe sehe, dann kenne ich Dich gar nicht.“

„Ach nein, aber einmal heimlich anschauen kannst Du mich doch!“

„Und gar Niemanden soll ich es sagen? Auch meinen Eltern nicht? Den Vater wird's quälen, — viel quälen, — sein armes Gretchen und der reiche Schultheißen-Sohn! Er duldet's auch nicht, daß wir es Deinem Vater verschweigen. Ich kenn' ihn. Aber Du, Ernst, mich drückt es gar nicht, daß Du der

reiche Schultheißen-Sohn bist, — ich geb' Dir ja all meine Lieb dafür.“

„Du liebes, herzige Mädchen! Und wirst mich auch grad so lieb behalten, wenn ich in der Ferne bin?“

„Grad so lieb! Und wirst Du mir treu bleiben?“

„Hier hast Du meine Hand, — ich bleib' Dir treu!“

Und wie sich nun die beiden jungen Menschen umschlangen, als wenn sie sich nie wieder loslassen wollten, da schwenkte die alte Vogelscheuche ihre geknickten Mäusen-Arme wie ein Paar Festschrauben freudig im Winde.

Am andern Morgen betrat Gretchen Wohlthun mit hochloftendem Herzen den Schultheißen-Hof. Es ward ihr immer bethörender und ängstlicher zu Muthe.

Jetzt war sie in's Haus, auf die Bordiele getreten. Ängstlich blickte sie um sich. Das war Alles so blank, so rein und sah doch so schrecklich ernst aus. Sie wagte sich keinen Schritt weiter und sagte schüchtern ein halblautes „Guten Morgen!“ Nichts rührte sich in dem großen, öden Hause. Da rief sie noch einmal und dann zum dritten Male lauter: „Guten Morgen!“

Nun öffnete sich eine Thüre, und Ernst Hanke erschien auf der Schwelle. „Gretchen!“ rief er zärtlich und streckte die unwillkürlich dem Mädchen die Hand hin. Aber schnell sah er sich und fragte in einem Tone, der durch den plötzlichen Zwang fast rauh geworden war: „Was wünschen Sie?“

Jetzt erschien auch Frau Ehlers hinter Ernst in der Thüre. „Ich habe gehört, daß hier ein Mädchen gesucht wird,“ — sammelte Gretchen.

„Ach so, — wollen Sie hier herein kommen?“

Im nächsten Augenblicke stand Gretchen vor der Wirthschafterin, mit deren Eigenthümlichkeiten Ernst Hanke seine Liebste wohlweislich zuvor bekannt gemacht hatte. Frau Ehlers war eine kleine, kugelförmige Frau von ungefahr fünfzig Jahren. Sie war tüchtig, ganz außerordentlich tüchtig. Sie wußte es aber auch, und sie wußte, daß die Andern es ebenfalls wußten.

Im Uebrigen galt sie für eine gute und menschenfreundliche Frau.

„Wie kommen Sie denn dazu, daß Sie sich melden?“ begann Frau Ehlers, sein in hochdeutscher, da sie doch eine Schulmeisters-Tochter vor sich sah.

Gretchen hatte sich inzwischen gefast.

„Ach, meine Mutter wollte so gern, daß ich zu Ihnen in Dienst komme. Alle Leute haben gesagt, das wäre ein großes Glück für mich, hier könnt' ich was lernen, denn Frau Ehlers wär' die tüchtigste Wirthschafterin in der ganzen Gegend.“

Die Frau schmunzelte zustimmend.

„Ja, ja, bin hier nu' 21 Jahre auf'n Hof und arbeite von morgens bis abends.“

In längerer, geläufiger Rede erzählte Frau Ehlers nun, was sie den Tag über Alles thue und wie sie es mache.

Gretchen hörte ihr mit einer geradezu andächtigen Aufmerksamkeit zu.

Als Frau Ehlers ihre Rede endlich damit schloß, daß sie jetzt aber doch das Alter allmählig herannahen fühle und deshalb ein junges Mädchen zu Hilfe nehmen wolle, da sagte Gretchen, indem sie die gute Frau so recht schelmisch von unten herauf anblickte:

„Sie alt, Frau Ehlers? Wenn Sie alt sind, dann weiß ich wohl, was Sie alt macht, Frau Ehlers.“

„So?! Na, was macht mich denn alt?“

„Ihre Haare, Frau Ehlers. Sehn Sie, wenn Sie bloß die großen, schwarzen Bänder zurückschlagen, sind Sie schon zehn Jahre jünger, und wenn Sie eine kleine, helle, freundliche Haube aufsetzen, die zu Ihrem Gesicht paßt, dann sind Sie noch viel, viel jünger!“

Gretchen löste die schwarzen Bänder an der Haube und führte die würdige Frau dann zum Spiegel an der Wand. Die Spiegelbilder der Beiden nickten einander freundlich zu.

„hm!“ meinte Frau Ehlers süchtlich geschmeichelt. „Sie sind 'n freundliches Mädchen.“

„Ach, Frau Ehlers, sagen Sie doch Du zu mir!“

„Na ja, Kind, meinnetwegen. Nu' sag' 'mal, — bist Du schon 'mal anderswo in Stellung gewesen?“

„Ja, in Altenburg.“

„Wie lange denn?“

„Bier Wochen.“

„So — o — o —?! Bier Wochen?! hm, — warum denn nicht länger?“

Diese mißtrauische Frage der Frau Ehlers führte Gretchen das ganze Glend ihres ersten Dienstes wieder vor Augen, sodaß sie in Thränen ausbrach.

„Ach, sie haben mich da zu schlecht behandelt!“ schluchzte sie. Da ward Frau Ehlers in ihrem innersten Herzen gerührt, umfaßte das weinende Mädchen, legte dessen Kopf an ihre Schulter und tröstete: „Na, nu' man sadhte, bist ein gutes Mädchen, — sollst es hier bei mir besser haben. Und nu' komm' mit zum Herrn, daß er die Sache mit Dir in's Reine bringt.“

Als die Beiden aus dem Zimmer auf den Corridor traten, kam ihnen ganz zufälligerweise Ernst Hanke entgegen. „Herr Ernst,“ erklärte Frau Ehlers, „ich werd' dies junge Mädchen wohl angosiren, und will bloß mal den Herrn Schultheißen sprechen, daß er die Geschichte klar macht.“

„Mein Vater ist im Wohnzimmer,“ erwiderte Herr Hanke junior, und bei diesen gewiß doch harmlosen Worten flog ein Leuchten über das Antlitz des jungen Mannes, als ob darin etwas ganz besonders Wichtiges und zwar etwas angenehm Wichtiges gelegen habe. Frau Ehlers aber, die behauptete, daß Nichts auf dem Hofe vorgehe, was sie nicht bemerke, hätte von Stund an auf diesen Ruhm verzichten müssen, denn sie hatte nicht gesehen, wie Gretchen Wohlthun und Ernst Hanke einander unmittelbar hinter ihrem Rücken die Hände drückten.

Die Schule war seit einer Stunde aus, und unser Freund Tobias Wohlthun saß in seinem Wohnzimmer und rauchte seine Pfeife Tabak. Neben ihm stückte seine Betti das Zeug ihrer Kinder. Diese selbst spielten draußen auf dem Schulplatze, und der kleine Fritz Bottig war zum Besuch da und spielte ganz lustig und vergnügt mit.

Tobias Wohlthun rauchte nicht nur, er las auch, und zwar in den Heften, die ihm Küster Munk geliehen hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß sich Tobias in diesem Augenblicke ganz besonders glücklich fühlte. Jetzt blickte er auf, blies mit ungeheurem Behagen einige größere Dampfwellen aus seiner Pfeife und sagte, indem er seine Frau unendlich freundlich anschaute:

„Betti, ich lese da grade von Krösus. Das war einer der reichsten Fürsten, die je gelebt haben. Nun will ich aber mit Dir wetten, Betti, daß diesem Herrn Krösus die Pfeife nicht

reicht.“

„Und gar Niemanden soll ich es sagen? Auch meinen Eltern nicht? Den Vater wird's quälen, — viel quälen, — sein armes Gretchen und der reiche Schultheißen-Sohn! Er duldet's auch nicht, daß wir es Deinem Vater verschweigen. Ich kenn' ihn. Aber Du, Ernst, mich drückt es gar nicht, daß Du der



annähernd so gut geschmeckt hat als mir. Und weißt Du, Betti, die Pfeife Tabak, das ist der Thermometer der Glückseligkeit. Wenn die Pfeife Tabak so recht ordentlich schmeckt, der ist zufrieden und gesund und glücklich. Mir schmeckt die Pfeife heute ganz prächtig!

Frau Betti warf auch ihrerseits ihrem Manne einen Blick zu, aus dem wohl zu ersehen war, daß sie sich ebenfalls keineswegs unglücklich fühlte.

„Wie's Gretchen wohl geht?“ fragte sie. Gretchen war nämlich seit drei Tagen auf dem Schultheißenhof.

„Gut wird's ihr gehen,“ sagte Tobias, „das ist ein Glückskind. Habe ich Dir das damals nicht gleich gesagt, wie sie so elend zurückkam aus Altenburg, — wer weiß, wozu das gut war? Hätten sie das Kind nicht fortgetrieben aus Altenburg, hätte sie denn den großartigen Dienst beim Schultheißen bekommen können?“

„Es klopfte an die Thüre.“

„Herein!“ rief Frau Betti.

Kaufmann Lütje und Bäcker Kunze traten in's Zimmer.

„Guten Tag, meine Herrn, womit kann ich dienen?“

„Ja, Herr Cantor,“ begann nach einer kurzen Verlegenheits-Pause Kaufmann Lütje, „ich soll Ihnen eine Bestellung thun. Weil ich am besten sprechen kann, sagen die Andern.“

„Ja, das kann er auch,“ bestätigte Bäcker Kunze.

„Ja,“ fuhr Kaufmann Lütje fort, „Ihr Vorgänger, der verstorbene Cantor Petermann hat in sein Testament bestimmt, — wir haben hier nämlich einen Regal-Club, — ja, und da hat er 23 Paragraphen d'rin gemacht, und hat eine 3 1/2% Hannover'sche Landes-Obligationsanleihe vermacht, — für die Zinsen sollen wir jedes Jahr zu sein' Andenken einen Ehrenpreis für den besten Kegler kaufen. Nun steht in Paragraph 19 im Testament — hier zog der Redner ein etwas defectes Stück Papier aus der Tasche und las:

„Mein Anpfnachfolger wird hierdurch angehalten, der Sitzung der Mitglieder des Regal-Clubs beizuwohnen, wenn über die Anschaffung des Ehrenpreises Beschlus gefaßt wird. Mein Amtsnachfolger hat in dieser Sitzung das Protocol zu führen und für die richtige Ausführung meiner letztwilligen Bestimmungen in Betreff des Regal-Clubs Sorge zu tragen.“

Tobias blickte in ernster Aufmerksamkeit den Redner an, der nun erläuternd hinzusetzte: „Ja, Herr Cantor, nun ist morgen Abend Versammlung bei Gastwirth Käfel, und da wollten wir bereeden, was für 'n Geschenk for die Zinsen gekauft werden soll. Und nun soll ich wegen Paragraph 19 fragen, ob Herr Cantor nicht auch 'n bißchen hinkommen will.“

„Nein!“ fiel hier Frau Betti schnell und bestimmt ein. „Nein, mein Mann geht nicht in's Wirthshaus, — er kann's nicht vertragen und wird gleich unwohl.“

„Ja, es steht doch in's Testament Paragraph 19!“ bemerkte Kaufmann Lütje ein klein wenig verächtlich.

„Liebe Frau,“ jagte nun Tobias ruhig, aber bestimmt, „ich werde den letzten Wünschen meines Vorgängers nicht zuwider handeln. Meine Herren, ich wohne der Sitzung morgen Abend bei.“

„Schön, Herr Cantor!“

„Aber, mein Tobias —“

„Liebe Betti, ich halte es für gut und nothwendig, daß ich der Sitzung beizuhel.“

„Ja gewiß, wenn Du meinst, mein Tobias, — aber, — warum denn gerade im Wirthshaus? Könnten die Herren nicht hierher zu uns kommen?“

„Wenn die Herren das wollen —?“

„Ja, Herr Cantor, ich will's den Andern sagen, und die werden das denn wohl auch thun,“ meinte Kaufmann Lütje.

„Ich gewiß,“ pflichtete Bäcker Kunze bei, „das thun die Andern, da will ich schon for sorgen, Herr Cantor!“

Darauf empfahlen sich die beiden Abgesandten des Regal-Clubs.

Bald nachher kam Joachim Böttig in's Cantor-Haus, um sein klein Fripi abzuholen.

„Na, Herr Böttig,“ sagte Tobias zu ihm, „die Versammlung des Regal-Clubs ist morgen Abend nicht bei Gastwirth Käfel, sondern hier bei mir im Hause. Damit Sie gleich Bescheid wissen.“

„Regal-Club?! Ich in 'n Regal-Club?! Aec, Herr Cantor, da bin ich nich' d'rin. Da hör' ich nich' mit zu. Aec. Sehn Sie, ich bin 'n armer Teufel, un die Annern sind wollhabend, — id bin ein Proletarier (er legte den Ton auf die letzte Silbe) und die Annern sind Burgo—is. Das is die moderne Gesellschaft.“

„Hm, Sie sind nicht mit im Regal-Club?! Hm, das habe ich nicht gewußt. Na, jedenfalls kommen Sie morgen Abend auch zu mir. Ich lade Sie hiermit ein, Herr Böttig.“

„Das will ich denn wohl thun, aber da werden die Annern mich dann woll böß' über der Achsel ansehen. Ja früher, wie ich auch noch Geld gehabt hab' — viel Geld —“

„Haben Sie denn früher viel Geld gehabt?“

„Jawoll, beinah 3000 Mark! Aber 'n guter Freund von mir, der hat da Kallöhr mit gehabt. Der hatte nämlich 'n Erfindung gemacht. Der konnte Defolonsche — er meinte Eau de Cologne — machen aus Butterblumen, Hundelblumen und Kornblumen. Na, da giebt's er hier ja genug von, und das Defolonsche düstete auch erst immer sehr schön, bloß nachher roch es man ein bißchen schlecht. Und da hat er meine 3000 Mark genommen, um die Sache in's Große zu betreiben. Und es war auch schon Alles wunderschön in 'n Gang, das hat mir mein Freund selbst aus Hamburg geschrieben und hat auch 'n Bescheinigung von 'n andern Freund von ihm mitgeschickt, — aber da haben sie kein Geld mehr gehabt, und ich auch nicht, und da konnten sie Nichts weiter anfangen, und er hat die großartige Erfindung an 'n Andern for 90 Mark verlaufen müssen. Sehn Sie, Herr Cantor, das ist die richtige Ausbeutung durch dem Kapital. Aber so was kann nich' mehr vorkommen, wenn wir erst mal die neue Basis haben.“

Tobias Wohlglig lächelte mitteilid.

„Herr Böttig,“ sagte er, „ich habe da neulich mal in Ihrem Laden Schriften liegen sehn: 'Proletariat und Bourgeoisie', 'Die Ausbeutung des Volkes' und so weiter, darüber möchte ich nächstens wohl mal mit Ihnen sprechen. Ich glaube, es sieht Mandes in diesen Schriften, was nicht so ganz richtig ist.“

„Ja,“ entgegnete Joachim Böttig, und seine Miene nahmen den Ausdruck bewußter Ueberlegenheit an, „ja, Herr Cantor, wenn das man bloß seine Schriften wär'n, denn könnt' das woll sein, aber das sind keine Schriften, das sind ja Allens gedruckte Sachen.“

„Herr Böttig,“ sagte er, „ich habe da neulich mal in Ihrem Laden Schriften liegen sehn: 'Proletariat und Bourgeoisie', 'Die Ausbeutung des Volkes' und so weiter, darüber möchte ich nächstens wohl mal mit Ihnen sprechen. Ich glaube, es sieht Mandes in diesen Schriften, was nicht so ganz richtig ist.“

„Ja,“ entgegnete Joachim Böttig, und seine Miene nahmen den Ausdruck bewußter Ueberlegenheit an, „ja, Herr Cantor, wenn das man bloß seine Schriften wär'n, denn könnt' das woll sein, aber das sind keine Schriften, das sind ja Allens gedruckte Sachen.“

„Ja,“ entgegnete Joachim Böttig, und seine Miene nahmen den Ausdruck bewußter Ueberlegenheit an, „ja, Herr Cantor, wenn das man bloß seine Schriften wär'n, denn könnt' das woll sein, aber das sind keine Schriften, das sind ja Allens gedruckte Sachen.“

Also am Abend des nächsten Tages versammelten sich die Mitglieder des Grohdorfer Regal-Clubs im Cantor-Haus. Es waren im Ganzen elf Männer, und Frau Betti hatte eine Bank aus der Schulstube in's Wohnzimmer geholt, weil sie über keine Stühle mehr verfügte. Joachim Böttig saß still für sich in einer Ecke. Die Mitglieder des Regal-Clubs hatten mit sichtbar Verwunderung von seiner Anwesenheit Notiz genommen.

Gastwirth Käfel zwinkerte mit den gerötheten Augen mehr denn je. Er ärgerte sich, und gewiß mit Berechtigung, darüber, daß die Versammlung nicht in seiner Gaststube stattfände. Cantor Wohlglig saß am Tische, einen großen Vogen Papier vor sich, und zu seiner Rechten thronete seine Betti.

Nach einigen einleitenden Worten fragte Tobias, ob denn schon ein Vorschlag gemacht worden sei in Betreff des Preises, der für das Petermann'sche Legat angeschafft werden sollte.

„Ja,“ sagte Schmied Mügge, „ich meinte so 'n Hängelampe.“

„Aec, das is nich'!“ protestirte Bäcker Kunze.

„Lieber einen silbernen Eßlöffel,“ sagte Kaufmann Lütje.

Der silberne Eßlöffel fand bei mehreren der Club-Mitglieder Zustimmung.

„Ich weiß was Bessers,“ fiel jetzt Küster Munt ein, „wir nehmen 'n Bratpfanne!“

„Dat heit Dien Froo Di seggt!“ rief Sattler Meinde.

Diese Bemerkung des Sattlers Meinde war richtig, und gerade deswegen ärgerte sich Küster Munt darüber. Er entgegnete erregt:

„Wo kannst Du seggen, mien Froo heit dat seggt?“

„Ja, worüm schall id dat nich seggen können?“

„Ach was,“ fiel jetzt Gastwirth Käfel ein, „so kommt da doch nich noch. Ohne 'n lütten Stud drinken kommt nich to recht. Id bin döstig, Herr Cantor, kann id mir nich' 'n Glas Bier rüberholen?“

„Ach nein, mein Tobias!“ warf Frau Betti ängstlich ein. Aber der Schullehrer erklärte: „Dagegen kann ich Nichts einwenden; ich habe die Herren eingeladen und darf es ihnen doch nicht verbieten, wenn sie durstig sind.“

„Denn bring' mi ud 'n Glas mit,“ rief jetzt Schmied Mügge.

„Ni ud, un 'n lütten Schnaps darbi,“ ergänzte Sattler Meinde.

Selbstverständlich bestellten jetzt alle anwesenden Club-Mitglieder Bier und Schnaps.

„Dann bitte ich auch um ein Glas Bier für mich, und eius für Herrn Böttig,“ jagte Cantor Wohlglig.

Gastwirth Käfel verschwand schnell und kam nach zehn Minuten in Begleitung seines Hausknechtes zurück, der auf einem großen Holzbrette eine bedeutende Anzahl gefüllter Bier- und Schnapsgläser trug. Es soll hier gleich mitgetheilt werden, daß derselbe Hausknecht am selben Abend noch drei Mal sein großes Holzbrett mit ungefähr demselben Quantum Getränk von der Gastwirthschaft seines Herrn in die Cantor-Wohnung trug.

Die Debatte über das zu erwerbende Preisstück war indessen immer lebhafter geworden. Sattler Meinde hatte ein neues Object vorgeschlagen. Es stand schon seit zehn Jahren ein alter Reisekoffer bei ihm, den er nicht verkaufen konnte. Da er außerdem der schlechteste Kegler des Clubs war und absolut keine Chance besaß, den Preis zu gewinnen, so schlug er den alten Reisekoffer vor. Drei andere Club-Mitglieder, die auch keine Hoffnung auf den Preis hegen durften, stimmten dem Vorschlage bei.

Doch da fuhr Schmied Mügge zornig auf: „Wenn de ohl Kuffer nahim ward, denn tred id ut den Club 'rut!“

„Ja, un wenn de Hängelamp' nahim ward, denn tred id ut den Club 'rut!“ schrie Küster Munt.

Frau Betti hatte mit steigender Unruhe die überhand nehmende Uneinigkeit der Club-Mitglieder beobachtet. Sie stellte sich schon in Positur, um nöthigenfalls ihren Tobias zu schützen, dem es indessen höchst mannbast selbst gelang, in diesem kritischen Moment Ruhe zu schaffen.

„Meine Herren!“ begann er. „Meine Herren, glauben Sie, daß mein Vorgänger, der selige Cantor Petermann, Ihnen mit seinem Vermächtniß Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten bereiten wollte? Doch nur Annehmlichkeiten, nicht wahr?“

Alle Club-Mitglieder stimmten dieser Meinung zu.

„Ja, meine Herren, ist es dann in Ordnung, daß Sie dem seligen Herrn Petermann Unannehmlichkeiten machen?“

„Aec, das is auch nich' in Ordnung!“ pflichtete Bäcker Kunze bei.

Kaufmann Lütje schloß sich diesem Vorredner an, und hierauf stellte es sich nun heraus, daß allen Anwesenden Nichts ferner lag, als dem verstorbenen Cantor Petermann Unannehmlichkeiten zu verurtheilen.

„Schön, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr jetzt Cantor Wohlglig fort. „Es sind vier verschiedene Gegenstände zur Preisvertheilung vorgeschlagen worden: eine Hängelampe, ein silberner Eßlöffel, eine Bratpfanne und ein Reisekoffer. Ich meine nun so: Der Sieger im Preisegeln wählt sich einen von diesen Gegenständen aus, und von den Dreien, die dann übrig bleiben, wählen sich in den nächsten beiden Jahren die Sieger wieder einen aus, und das vierte Jahr bekommt der Sieger, was übrig geblieben ist. Was meinen Sie dazu, meine Herren?“

„Ja, dann kommt ja Allens zurech, dor möt wi eenen up drinken,“ meinte Gastwirth Käfel.

Auch die übrigen Mitglieder des Regal-Clubs erklärten sich mit dem Vorschlage des Herrn Cantor einverstanden und tranken demgemäß noch einen darauf. Nach diesem befriedigenden Ergebniss nahmen sie mit unzweideutigen Beweisen ihrer Hochachtung von Tobias und seiner Gattin Abschied.

„Ja,“ rühmte Bäcker Kunze unterwegs, „ja, Cantor Petermann, dat wär' ja 'n fixen und forschen Kerl, aber höher is Cantor Wohlglig doch.“

„Jawoll!“ bestätigte Schlachter Möller. „Dat is he ut, un to'n Harvst (Herbst) schid id em ut 'n Stück Koosfleisch un' 'n Wust.“

Gastwirth Käfel war noch zurück geblieben im Cantor-Haus und jagte, als er mit dem Ehepaar allein war:

„Na, Herr Cantor, und dann woll' ich bitten, — macht genau neegen Markt und fünfundsechzig Pfennig.“

„Was?!“

Das Ehepaar war sehr bleich geworden.

„Ja, Herr Cantor, Sie haben doch die Herren eingeladen und haben auch gesagt, ich soll Getränk rüberholen, — nich'?“

„Ja, jawohl — das hab' ich gefagt — ist ganz in Ordnung — liebe Betti — bitte, kein Wort!“

Und Cantor Wohlglig schritt, allerdings etwas langsamen Ganges, zu dem alten, wurmfichtigen Secretair, schloß ihn auf, nahm aus einer Ecke eine alte Federschachtel und aus dieser ein regelrechtes Rehmarkstück.

„Hier, Herr Käfel, sein Sie so gut, — was d'rüber ist, ist für den Mann, der das Getränk hergetragen hat.“

Gastwirth Käfel bedankte sich vielmals und dachte: „Is doch 'n honorigen Wusch, de Cantor, jawoll, dat is he!“

„Aber, Tobias, wie hast Du das angefangen!“ rief Frau Betti in höchster Verwunderung über den ihr unbekanntem Reichthum, als sie mit ihrem Gatten allein war. „Und nun ist Alles fort!“ fügte sie klagend hinzu.

„Hm, ja, Betti, Du meinst wegen der zehn Mark. Nach' Dir deshalb keine Sorgen. Freilich, mit der Nähmaschine wirst Du nun wohl noch 'n gute Weile warten müssen. Hm, thut mir leid, liebe Betti — aber —“

„Nähmaschine?! Was für 'n Nähmaschine?“

„Ja, — Du hast so fürchterlich viel Zeug zu stiden für die Kinder, — früh morgens und spät abends, — und da hast Du mal gefagt, wenn Du eine kleine Hand-Nähmaschine hättest, — und nun wollt' ich das Geld dafür zusammensparen.“

„Du — zusammensparen?! — Wovon?!“

„Hm, hab' immer bei Kleinem so Jahr nach Jahr 'n paar Pfeifen Tabak weniger geraucht. Weißt ja doch, seit ich mal den Husten hatte, darf ich überhaupt gar nicht mehr so viel rauchen; das ist nur schädlich.“

„Das Rauchen Dir schädlich?! — Deine einzige Erholung?! O mein Tobias! Weil ich mal ein Wort von der Nähmaschine gefagt habe?! Ich kann jetzt gar keine Nähmaschine mehr brauchen, greift viel zu sehr die Augen an. Soll ich mir denn durchaus die Augen verderben?“

Es muß wohl wahr sein, daß Nähmaschinen die Augen angreifen, wenn beim bloßen Gedanken daran diejenigen Frau Bettis sich schon mit Thränen füllten.

„Ach, Tobias, was bin ich für eine glückliche Frau!“

Und Frau Betti umschlang mit ihren starken Armen die zarte Gestalt ihres waderen Mannes und küßte ihn innig auf den Mund.

Rachend verboten.

Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szczepekowski.

III.

Wenn auf der Welt-Ausstellung in Chicago eine goldene Medaille für Gewissenhaftigkeit zur Ausgabe gelangte, so hätten unbedingt die deutschen Frauen den ersten Anspruch darauf; denn in keiner anderen Abteilung des Frauen-Gebäudes hat man so peinlich die Bestimmung festgehalten, nur wirkliche Frauenarbeit auszustellen, wie in der deutschen. Alle anderen Länder geben in ihren Collectionen mehr ein Gesamtbild dessen, was zu den Bedürfnissen und Liebhabezeiten einer Frau, oder vielmehr einer eleganten Dame von heute gehört, als darüber, was die Frau selbständig zu leisten vermag. Die deutsche Frauen-Ausstellung hat dagegen alle Erzeugnisse eines fabrikmäßigen Betriebes fern zu halten gewußt und diese in den großen Industrie-Palast verwiesen; eine Auffassung, die so selbstverständlich erscheint, daß die für Frauenarbeit aufgegebenen Ausstellungen anderer Nationen im Frauen-Gebäude dem deutschen Besucher zuerst ein Lächeln abnöthigen. Aber in Amerika mag Alles schon mit einer goldenen Medaille prämiert worden sein, die Gewissenhaftigkeit hat jenseits des Oceans bestimmt noch nie solchen Preis davongetragen. Sicher werden viele amerikanische Besucherinnen auch gar nicht einmal merken, welchen Humbug man ihnen vorgemacht hat, indem man ihnen ganze Damen-Salons, ganze Warenlager von Mode- und Wäsche-Geschäften und Hunderte von Erzeugnissen des Kunstgewerbes, als französische, englische und amerikanische Frauenarbeit vorführte; man ist sehr leichtgläubig in Amerika und versteht nicht, in Graste zu gerathen, wenn nur die Quantität des Ausgestellten zur Bewunderung herausfordert.

Die deutsche Ausstellung im Frauen-Gebäude der Welt-Ausstellung ist nicht auf Massenwirkung berechnet. Sie ist außerordentlich geschmackvoll und übersichtlich angeordnet und giebt einen vollständigen Ueberblick nicht nur über die Erwerbsthätigkeit der Frauen in Deutschland, sondern auch über ihre literarischen, künstlerischen und alle von Frauen geleiteten, dem Gemeinwohl dienenden Bestrebungen. Aber es hat den deutschen Frauen, was selbstverständlich ebenso für die österrreichischen gilt, ganz fern gelegen, den Anschein zu erwecken, als dächten sie an eine Concurrenz mit der härteren Faust des Mannes. Dieser würdigen Auffassung, die für die gesamte deutsche Frauen-Ausstellung maßgebend gewesen ist, entsprach auch die Eröffnungsfeier, mit der die Vertreterin der deutschen Frauen in Chicago, Frau Professor Elisabeth Kaselowsky, nach mühseliger, unter fast unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten langsam fortschreitender Arbeit, ihr Werk dem Publicum zugänglich machte. Amerikanischem Gebrauch entsprechend, hätten bei dieser Gelegenheit wenigstens ein halbes Duzend Reden gehalten werden müssen, alle darin gipfelnd, daß der Mann eigentlich das überflüssigste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei. Denn auf diesem Standpunkt steht theoretisch die vorgeschrittene Amerikanerin, die in der Frauen-Ausstellung das große Wort führte, und unentbehrlich erscheint ihr der Mann nur dann, wenn sie sich mit der Frage beschäftigt, wer ihren Luxus bestreiten soll. Es war nur eine geringe Anzahl von Einladungen für die Eröffnung der deutschen Frauen-Ausstellung erlassen worden; die ganze Feier beschränkte sich darauf, daß die Erschienenen von Frau Kaselowsky und Fräulein Hoffmann willkommen geheßen und auf einem Rundgange auf die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung aufmerksam gemacht wurden.

Auf das rege Interesse, das die deutschen Malerinnen der Welt-Ausstellung in Chicago entgegenbrachten, habe ich bereits in einem früheren Artikel hingewiesen. Nicht minder hervorragend als die Malerei in Oel und Wasserfarben ist die Kunst der Nadelmalerei dort vertreten. Da sind vor Allem

eine Fortlere, ein in italienischer Renaissance stilisiertes Frauen-Muster auf weichem Brocat, von Fräulein Barbara Wolf in München, von der auch ein Wandteppich in Gobelins-Stiderei nach altdeutschem Muster ausgefertigt ist, und ein wundervolles Rubelkissen in Gold- und Seidenstiderei auf bordeauxfarbenem Grunde, sowie Altardecken in Kunststiderei und Application von Frau E. von Wedel in Berlin. Ohne Zweifel würde die deutsche Frauen-Ausstellung noch eine große Anzahl von Kunstwerken der Paramenten-Stiderei aufzuweisen haben, wenn die deutsche kirchliche Kunst nicht eine besondere Gesamtausstellung veranstaltet hätte, die in dem Kapellen-Anbau des deutschen Hauses ein würdiges Unterkommen besitzt. Was hier von gestickten Altarteppichen und Decken, Webgewändern und Kirchenstüben, neben goldenen und silbernen Altargefäßen, Heiligenbildern und Crucifixen in Marmor und Thon, Holz- und Eisenstein-Schnitzerei zusammengetragen ist, zeigt einen ganz neuen Aufschwung und eine Blüthe der kirchlichen Kunst, die sich wohl mit der des Mittelalters vergleichen läßt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Kirchen-Stidereien, die besonders Grefelder Firmen in dem mit bunten Glasfenstern geschmückten Kapellenraum ausgestellt haben, in der Hauptsache fleißigen und kunstreichen Frauenhänden ihre Entstehung danken, und ich möchte sie deshalb nicht übergehen, wo von dem die Rede ist, was die deutsche Frau auf der Welt-Ausstellung in Chicago geleistet hat. Im deutschen Hause ist übrigens die Frau sonst noch vielfach vertreten; denn außer der Gesamtausstellung der kirchlichen Kunst findet sich hier auch in einem geräumigen Saal, der bei den von der deutschen Reichs-Commission veranstalteten Empfangs- und Eröffnungs-Festlichkeiten einen sehr schönen und vielbesuchten Zeitraum abgab, die Gesamtausstellung der deutschen Buchhändler. Daß in einer fast vollständigen Sammlung der modernsten deutschen Literatur, wie sie hier zusammengestellt ist, die Werke deutscher Frauen einen breiten Raum einnehmen, ist selbstverständlich. Aber zurück zur Frauen-Ausstellung selbst, in der ich vielleicht manches schöne und erwähnenswerthe Stüd überseh, manches andere um des Raumes willen unerwähnt lassen muß.

Aus dem Besitze der Kaiserin Friedrich stammt eine außerordentlich schöne Spitzen-Garnitur — Tablier, Hücher und Taschentuch —, die aus den schlesischen Spitzenschulen in Schmiedeburg hervorgegangen ist und von der hohen Frau an dem Tage ihrer silbernen Hochzeit getragen worden sind. Hoffentlich wird die Kaiserin nicht vor dem Schluß der Ausstellung noch den Verlust der, wegen der sich daran knüpfenden Erinnerungen doppelt werthvollen Spitzen, zu beklagen haben. Der Königin von Italien, die sich entschlossen hatte, ihre kostbare Sammlung von alten Spitzen nach Chicago zu senden, sind bekanntlich vierzehn der hervorragendsten und vollkommen unersehbaren Stücke abhanden gekommen, und der Streit darüber, ob der Diebstahl bereits vor dem Einpacken, auf der Reise, oder nach dem Auspacken vollführt worden sei, wird der Königin nicht wieder zu ihrem Eigentum verhelfen, sondern den Leitern der Ausstellung nur eine Gelegenheit bieten, um einer Entschädigung für den Verlust, die sie bis zur Höhe von hunderttausend Dollars garantiert hatte, zu entgehen. In großer Anzahl sind künstliche Blumen, gemalte und Spitzen-Hücher, gebrannte, gepunzte, gefahmittene und gemalte Lederarbeiten, Holz- und Porzellan-Malereien und alle Arten weiblicher Handarbeiten ausgestellt. Es wäre Unrecht, hier nicht auch der verschiedenen Lehrbücher für Leinenstiderei, Weberei und Smyrna-Arbeiten, Kunststiderei und andere Zweige weiblicher Handarbeit von Frieda Lipperheide zu erwähnen, die so viel zur Hebung des Geschmades und zur Verbreitung neuer, oder Wiederbelebung alter, halbvergessener Techniken beigetragen haben und inmitten aller der, vielfach nach dieser Anleitung hervorgegangenen Kunstwerke aufgelegt sind. Außerordentlich interessant und lehrreich sind die Ausstellungen verschiedener Vereine für Frauenbildung und Frauenenerwerb, für Kranken-, Kinder- und Armenpflege. Emancipations-Bestrebungen im amerikanischen Sinne verfolgen diese Vereine sicher nicht, aber mir scheint, daß die Amerikanerinnen, die bemüht sind, die Frau über die Grenzen ihres Geschlechts hinauszurücken und sie zu entweiblichen, viel von diesen Vereinen lernen könnten. Denn manche weibliche Existenz, die durch die Verhältnisse auf ihre eigene Kraft gestellt war, ist durch sie zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit gelangt, mancher Kranke hat durch diese Frauenvereinsthätigkeit Linderung und Trost in seinen Leiden erfahren, mancher Arme ist durch sie vor der äußersten Noth bewahrt worden. Am reichhaltigsten von diesen Ausstellungen sind die zweier Vereine, an deren Spitzen deutsche Fürstinnen stehen, — die des badiischen Frauenvereins, unter dem Protectorat der Großherzogin von Baden und die des Sophien-Stiftes in Weimar, unter dem Protectorat der Großherzogin von Sachsen. Daran anschließend möchte ich eine Ausstellung der Trachten deutscher Kranken-Pfegerinnen nennen, die zwar nicht so blendend wirkt wie die in der französischen Abtheilung ausgestellten Kostüm-Puppen, aber lehrreich demonstrier, daß man sehr praktisch in der Ausstattung einer Kranken-Pfegerin zu Werke gehen und doch dem Berufe auch in der Kleidung vollkommen Rechnung tragen kann, ohne die Gejeße der Schönheit zu beleidigen. Ein statliches Album enthält die Photographien der hervorragendsten deutschen Schauspielerinnen, ein anderes die der ersten deutschen Tonkünstlerinnen; man trifft hier auf eine große Anzahl, deren Namen einen Weltruf erlangt haben. Die Zeiten freilich, in denen deutsche Künstler und Künstlerinnen in Amerika „Gold und Lorbeeren“ ernteten, wie der schöne Ausdruck lautet, der auf Bühnenerfolge eines Künstlers in Amerika angewandt wurde, scheinen mir für lange vorbei zu sein. Ich habe das amerikanische Theater in einem unglaublich verrohten Zustande gefunden und kann mir nicht denken, daß es einer wahren Künstlerin ein Vergnügen machen könnte, vor einem Publicum zu spielen, das eine Beethoven'sche Symphonie und die mehr als gewagten Sprünge einer Pariser Cancan-Tänzerin, oder die Kunststücke eines Akrobaten nacheinander zu verdauen im Stande ist. Eine Künstlerin aber, die es trotzdem nach amerikanischem Golde und amerikanischen Lorbeeren gelüstete, würde vielleicht nur die letzten billig finden; denn es dürfte nach dem Eindruck, den ich von den wirtschaftlichen Zuständen der Vereinigten Staaten gehabt habe, mich nicht Wunder nehmen, wenn der reiche Amerikaner in nicht allzu ferner Zeit bei dem armen Europäer Unterstützung suchte.

Sehr bedauerlich habe ich, daß es nicht möglich gewesen ist, den Amerikanerinnen von der deutschen Küche eine anschaulichere Vorstellung zu geben, als es durch die an sich höchst verdienst-

volle Ausstellung der Modelle der Kochschulen und Volkstüchen von Frau Lina Morgenstern und einiger Kochbücher geschehen ist. In der Küche hilft nun einmal nicht der sonst so nützliche Anschauungs-Unterricht, da will das eigene Gefühl durch die eigene Zunge gewekt werden. Und den Amerikanerinnen würde ein tüchtiger Cursus in der Zubereitung der Speisen wahrhaftig nothwendiger sein, als alle auf Frauen-Emancipation gerichteten Bestrebungen. Ich bin sogar überzeugt, daß eine Amerikanerin, die schon gelernt hätte, aller Sorgen um ihre Zukunft überhoben wäre. Denn man ist in Amerika über alle Begriffe schlecht! Das glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu können, obschon man sich in einigen deutschen Familien, in denen sich das Geheimniß von der appetitlichen Zubereitung der Koststoffe als ein kostbares Vermächtniß, nebst andern guten deutschen Eigenschaften erhalten hat, liebreiche Mühe gab, die chronische Verstimmung meines Magens über das, was ihm zugemuthet worden ist, wieder zu versöhnen. Der Amerikaner führt quantitativ zweifellos die reichste, qualitativ sicher die schlechteste Tafel der Welt; und aus diesem Mißverhältnisse, wie aus mancher feiner socialen und politischen Einrichtung, darf man mit Recht den Schluß ziehen, daß er, trotz Welt-Ausstellungen, zwanzigstöckiger Häuser und Elevatoren von den europäischen Cultur-Völkern doch noch recht viel lernen kann.

Nachdruck verboten.

Großmutter's Schere.

Zu dem Bilde von Gustav Zgler, Seite 116.

Wenn wir die Gemälde-Ausstellungen besuchen, so mißfällt uns hin und wieder Eines mit Recht an unseren Hildern; das ist die Wahl des Stoffes! Entweder befindet sich dieser nicht in rechter Uebereinstimmung mit dem Umfange des Bildes, indem Nichtigkeiten Leinwandflächen bedecken, die zu einem großen figurenreichen Vorgang ausreichend wären, oder das Bemähen, die Wirklichkeit trennen zu copiren, führt zu Gegenständen, die unseren Widerwillen erregen. Vor Allem begegnet uns der Humor selten; freilich, ein rares Gemäch ist er immer gewesen, und die echten Humoristen werden stets dünn gesät sein. Augenblicklich scheint er aber ganz besonders wenig zu blühen, und das ist Jammer schade!

Ein humoristisches Bild nun, das hoffentlich auf dem Antlitz vieler unserer Leserinnen ein freundliches Lächeln hervorzaubern wird, ist das in der heutigen Nummer gebrachte von Gustav Zgler: Großmutter's Schere.

Der lustige Vorgang ist leicht verständlich. Die Nachbarkinder haben dem Scheren der Schafe zugehören gehabt und sind dadurch auf den Gedanken gekommen, ihrem Spiel-Gethiere dieselbe Pelz-Erleichterung angedeihen zu lassen. Und das nöthige Instrument dazu ist bald gefunden. Natürlich, Großmutter's Schere, deren Wirtin die kleine Antelin oft mit dem heimlichen Wunsch, selbst einmal das verbotene Werkzeug handhaben zu dürfen, bewundert hat. Großmutter ist nicht im Hause, und da wird das heiße Verlangen auch gleich zur That. Wie drollig durchdrungen von der Nützlichkeit ihres Thuns ist die Kleine! Wie ganz bei der Sache und voller Spannung, was wohl dabei herauskommt, das Bürschlein, der das zweite Oxyer scher-bereit im Arme trägt.

Hoffen wir, daß die Belehrung, die Großmutter wegen Beschädigung des armen, schwarzen Schafchens und Mißbrauches ihrer geheiligten Schere zweifellos ertheilen wird, nicht gar zu handgreiflich für die kleinen Dummhärte ausfallen möge.

Nachdruck verboten.

Ein Abstecher.

Zu dem Bilde von Carl Rarr, Seite 113.

Noch hatte sie keine Ahnung gehabt, daß der Ignaz hinter ihr stände. So in Gedanken verfunken war sie gewesen! Nicht einmal das Anarren des Wagens hatte sie vernommen, geschweige denn, wie der Ignaz das Fuhrwerk behutjam anhielt und leise den sonnigen Gang hinunter schlich. Ja, selbst der Schatten, den der Burtsche geworfen, war ihr entgangen. War sie denn taub und blind, die Theres? Nun, sonst konnte dies kein Mensch von ihr behaupten, aber heute war sie's zweifellos gewesen. Ja, ja die Gedanken! Sonberbar nur, daß sie das nicht gemerkt, worüber sie gerade nachgekommen! Man sieht's, die Dichter, die immer vom Ahnen der Nähe des Gelliebten zu jabeln wissen, haben wieder einmal schlecht beobachtet. Die Praxis lehrt es anders. Verliebt war die Theres? nicht minder, als der Nazi, und doch hatte sie kein Knitterchen gespürt!

„Also,“ hat sie geträumt, „wenn man nun so steht und denkt an Nichts, und mit einem Mal kommt der Nazi in seinem besten Rod in's Haus und sagt zur Mutter: Die Theres? ist ein brav und sauber Mädel, ich hab' sie halt so viel gern und wollt nur anfragen, ob sie mich wohl nehmen thät, die Theres? — Und wenn dann die Mutter mich rufen thät, was thät ich da wohl reden? Ich glaub halt, weglassen thät ich, und nein sagen! sagte ich. Oder — Herr Jesses!“

Hat sie da einen Schreck getriegt die Theres! Ist der Ignaz mit einem Mal hinter ihr und hat gestottert, daß er sie so gar einsam da hat stehen sehen, und daß er sie was fragen wollt, was er schon lang' hat fragen wollen, und weil es nun-so paßt, so hat er halt den Wagen angehalten und heimlich den kleinen Abstecher vom Wege gemacht.

„Ach, hat da die Theres? sich noch mehr erschreckt! Gar nicht im Sonntagrod war er, auch zur Mutter wollte er nicht, und doch wollte er — gerad' das, gerad' das! Denn er sagte so sonberbar ihr in's Gesicht, that ganz keß, und seine Stimme war doch zitterig.

„Theres?, wenn Du mich nehmen wollst! Schau, bin Dir schon so lang nach'gange, und eben hielt ich's nimmer aus. 'S muß ein End' haben Dingel! Willst nu', oder willst ni? —“

Ei ja, nun lauf einer weg, oder sag' mein! Jetzt wo Alles durch den dummen Abstecher des Ignaz so ganz anders gekommen, als sie sich eben noch veranschaulicht.

Die Theres? zapfte schamhaft abgewendet eine halbe Minute lang an ihrer Schürze, und dann kam Einwas von ihren frischen Lippen, das wie: „Magst mi denn so gern?“ klang.

Das aber genügt vollkommen, um den Ignaz einen Zacher austofsen und die Theres? herumzudrehen und so durch die Luft weheln zu lassen, daß die ganze Hühnerherde, die dergleichen nicht im mindesten erwarten konnte, mit lautem Geklag davonitod.

Und so war nun die Geschichte endlich in Ordnung. Bloß weil der Ignaz wegen des schönen Frühling's-Sonnenscheins und der tiefen Gedankenhaftigkeit der einsamen Theres? plötzlich den grohen Nuth zu seinem Abstecher gefunden.

Ja freilich, solch ein Abstecher der lohnt sich noch! Thu's jeder, der's thun sollte, dem Nazi nach; mit dem Frühling ist es bald aus, und hernach ist's leicht zu spät!



Vesorgte in Wagedburg. — Lassen Sie sich nicht täuschen! Es giebt wirklich kein rechtichaffenes Mittel gegen die Seetrantheit. Wehen Sie mit gefunden, nicht zu vollem und nicht zu leerem Magen an Bord; halten Sie sich dort möglichst in frischer Luft auf und lassen Sie sich nicht verleiten, zu viel Cognac und dergleichen, dem Magen ungewohnte Flüssigkeiten zu sich zu nehmen. Dagegen ist es ganz richtig, diesem Beschäftigung zu geben, wozu das Eisen von Schiffszweckad sich oft als nützlich erweist. Niemand darf sich unter allen Umständen als gefest gegen das fatale Uebel betrachten. Wer zehn Mal, ohne trant zu werden, den Ocean durchschifft, kann zum ersten Mal gründlich in seinem Stolz geknakt werden. Ein fortgelehtes Seefahren erzielt freilich fast immer vollständige Anapassung an die Schaukel- und Stof-Bewegung des Schiffes.

Fräulein E. S., Chemnitz. — Tolebaner Schmudfachen, besonders Uthgehäuse, kommen in Deutschland selten in den Handel. Sie meinen wahrscheinlich eine Art damascirter Arbeit in Silber, in der die Mustering durch eingehämmerte Metallkreisen hervorgebracht wird. Hier in Berlin dürfte H. Kewier, Unter den Linden 11, eine geeignete Kunsthand-Quelle sein.

Baronin V. Gras. — Der habsburgische Familieneschmad geht als Fideicommiss-Besch von einer Kaiserin auf die andere über. So oft die Kaiserin ein Stüd davon zum Tragen entlehnt, muß sie einen Beweis unterzeichnen. Dagegen steht der Regentin die Verfügung über ihren Privat-Schmad natürlich vollständig frei. Dessin Werth wurde vor einer Reihe von Jahren auf 2 1/2 Millionen Gulden festgesetzt, seitdem aber ist Vieles an die Erzherzoginnen und andere Verwandte verschert worden. Ganz hervorragend ist ein dazu gehöriger Berensschmad, ein Geschenk des Kaisers nach der Geburt des Kronprinzen Rudolf, im Werthe von 800.000 Gulden. Immerhin dürfte nur noch die Kaiserin von Rußland unter den europäischen Fürstinnen einen gleich kostbaren Privat-Juwelen-Schatz besitzen.

V. W., Hannover. — Ja, Sie haben Recht, der männliche Krebs ist leider ein schrecklicher Kannibale. Unlänglich wurde in einer bairischen Krebszucht-Anstalt festgestellt, daß von September bis März in einem Teiche, der mit 166 Männchen und ebensovviel Weibchen besetzt worden war, die ersteren nicht weniger als 113 der armen Weibchen total verpeht hatten. Der arme Weiber kriht sich förmlich in sein Oxyer hinein, sogat die Scheren entleert er und schont, schier ungläublicher Weise, selbst den Panzer nicht, falls dieser noch weich genug ist. Man sollte daher einen Krebs-Teich nie mit zu vielen starren Männchen besetzen.

Officiers-Gattin, Jugsokadt. — In Paris, wo man ein kleines Fischen zu je sechs Gedecken zu speisen pflegt, ist es jezt eine sehr verbreitete Sitte, den zu einem Abendessen Geladenen Blumen zu überreichen, die an die Brust gestekt werden. Da dieselbe Blumenart, welche man empfangen hat, auch die vom Wirthe angewiesenen Plätze markirt, so erkennt jeder Gah sofort, wer aus der Gesellschaft sein Tischgenosse sein wird.

Frau Dr. C., Weimar. — Sechs Bogen mit handschriftlichen Xenien Oxyer besanden sich im Besitze der Familie Boas und sind von Frau Dr. C. Boas der Frau Großherzogin zur goldenen Hochzeit geschenkt worden.

Berlin. — Aus dem letzten Jahresberichte des Berliner Kaufmännisch-evangelischen Hilfsvereins für weibliche Angehörige können Sie ersehen, daß die Zahl der Mitglieder auf 2295 gestiegen ist. Die neu in's Leben gerufene eingeschriebene, freie Hilfs-Casse fügte am Jahreschluf noch eine große Anzahl Mitglieder hinzu, so daß jetzt bereits 5000 Handlungs-Gehälfinnen dem Verein angehören. Die Vereins-Krankenhülfe wurde im letzten Geschäftsjahre sehr hart in Anspruch genommen. Das Ergebnis der vom Vorstande veranstalteten Umfrage über die geschäftliche und sociale Lage der Mitglieder ward in einer Vorfahre „Die Ausbildung und Stellung der Handlungsgehälfin in Berlin“ von Julius Meyer veröffentlicht. Die kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen wurde von 540 Schüllerinnen besucht. Daneben gründete der Verein noch eine kaufmännische Vorbereitungsschule für Mädchen. Die Mitglieder erhalten unentgeltlich Rath und Auskunft von Redaktionsmännern. Wollen Sie Weiteres wissen, so verschaffen Sie sich wohl am besten selbst die betreffenden Berichte.

Deutscher Damen-Club, Illinois. — Wir erfüllen hiermit gern Ihren Wunsch, eine Abbildung des Bleistiftes zu bringen, der dem kühnen Bahnbrecher untrer africanischen Colonial-Politik, Herrn Dr. Carl Peters, nach einem Vortrage in Pforzheim, von dem dortigen Kaufmännischen Vereine und der Colonial-Gesellschaft in Pforzheim, im Mai d. J., zum Andenken gewidmet wurde. Der aus schwarzem und tierlich bearbeitetem Golde bestehende Bleistift, den acht Diamanten schmücken, ist ein kleines Meisterwerk der weltbekannten Pforzheimer Industrie. Er ist aus derselben Künstlerhand hervorgegangen, welche die berühmte goldene Feder schuf, mit der Käst Bismarck im Mai 1871 den Frankfurter Frieden unterzeichnete.



Bleistift des Herrn Dr. Carl Peters. Ehrengabe aus Pforzheim.

Fräulein V. A., Dresden. — Bei der Ersiehung der beiden Geschlechter findet in Japan die Trennung sehr früh statt. Aus Furcht, daß der Aufstehende Krankheiten verbreiten könnte, wird das japanische Kind fast nie geföhrt.